

Dominik Landwehr

27

merkwürdige



Geschichten

aus



der

Schweiz

Dominik Landwehr
27 merkwürdige Geschichten aus der Schweiz

Inhalt

3	Gespenster, Berggeister und Betrügereien
13	Die falschen Farben der Belle Époque
19	Nachrichten vom Kanonier Landwehr
25	Indianer und Löwen im Kloster Einsiedeln
33	Besuch im Joseph Schmidt Archiv
39	Zwei Obwaldner prägen den Mythos Bürgenstock
51	Opium, Teppiche, Seide: Die Winterthurer Firma Ziegler im Iran
59	Zum Geburtstag ein Cervelatsalat
67	Von Winterthur zum D-Day in die Normandie
75	Die Spionin aus Turbenthal
83	Ein Fotoalbum aus dem Hochschullager
89	Trügerische Sicherheit: Die Enigma in der Schweiz
101	Akten aus den USA und ein Rätsel aus dem Zweiten Weltkrieg
109	Ein geheimnisvolles Erbe
119	Eidophor, Hermes Baby und andere Schweizer Erfindungen
129	Eine Liebeserklärung an das Nagra-Tonbandgerät
139	Gianni Andreoli und sein Wolkenprojektor
147	Literatur für alle: Das Gratisbuch von 1971
155	Als die Seuche ins Tösstal kam
163	Ein Winterthurer Ingenieur und das Reaktorunglück
171	Panoramafilme für die Expo 64
177	Als Solschenizyn nach Sternenbergr kam
185	Der Tösstaler Metzger und die Überfremdung
195	Wie Schwarzenbach zum Katholiken wurde
207	Schweizer Spionagekamera für Stasi & CIA
215	Wenn Gymnasiasten zivile Polizisten ablichten
227	In der Schweiz erfunden, in der DDR verboten

Gesperster,



Berggeister und

Betrügereien

Der Zürcher Theologe Ludwig Lavater, Pfarrer am Grossmünster und später Zwingli-Nachfolger, hatte eine besondere Leidenschaft für Gespenster und Geister. Seine Geschichtensammlung von 1569 entwickelte sich zum Bestseller.

Im nachreformatorischen Zürich erscheint im Jahre 1569 ein ungewöhnliches Buch. Geschrieben hat es der Grossmünsterpfarrer Ludwig Lavater (1527–1587), der sonst ausschliesslich theologische Werke veröffentlicht. Der Titel verspricht viel und lautet:

«Von Gespänstern, Unghüren und Fällen, die meistens wenn Leute sterben sollen oder wenn sonst grosse Änderungen sich abzeichnen, kurzer und einfältiger Bericht, gestellt durch Ludwig Lavater, Diener der Kirchen zu Zürich im Jahr 1569»

Das Buch entwickelt sich zum Bestseller, weit über den Tod des Autors im Jahr 1587 hinaus. Schon 1570 erscheint es in lateinischer Sprache und 1571 in französischer, 1596 dann in englischer und 1610 in holländischer Sprache. Insgesamt wird es über zwanzig Mal gedruckt. Auch wenn die Anzahl der gedruckten Exemplare jeweils nur einige Hundert beträgt, dürfte das Buch doch eine ansehnliche Anzahl Leser im europäischen Raum erreicht haben – ein beachtlicher Erfolg für einen ansonsten unbekannten Theologen aus Zürich.

Das Buch ist eine Kompilation, eine Zusammenstellung von Geschichten aus allen möglichen Quellen seiner Zeit. Formal kommt es als theologische Abhandlung in der Tradition der Reformationspolemik daher. Der Autor unterscheidet in richtige und falsche Gespenster und entwickelt eine eigene Theorie. Er lehnt das Konzept der «Armen Seelen» der römisch-katholischen Kirche ab und spricht stattdessen von guten und bösen Engeln. Besonders amüsant sind die «falschen Geister». Dahinter verstecken sich Betrugsgeschichten, die katholischen Geistlichen in die Schuhe geschoben werden. Melancholische, furchtsame und

kurzsichtige Leute, so führt Lavater aus, werden besonders leicht zu Opfern ihrer eigenen Wahrnehmung, natürliche Erscheinungen wie die Brechung vom Licht im Wasser oder das Echo können zu Täuschungen führen.

«Es ist auch geschehen, dass jung frölich mutwillig Gesellen sich verkleidet, uff dem Kilchhoff getanzt, und einer mit einem Todtenbein uff einen Todtenbaum [Sarg] zu Tantz gemacht. Welches durch etliche, die es gesähen, in die ganz Statt erschollen ist, dass man allenthalben für wahr gesagt und geglaubt hatt, man habe einen Todtentanz gesehen und es sei zu sorgen, es werde eine grosse Pestilenz daraus folgen».

Breiten Raum nehmen konfessionell gefärbte Geschichten ein. Lavater erinnert warnend an eine vorreformatorische Betrugsgeschichte, die unter dem Namen «Jetzerhandel» in die Geschichte eingegangen ist. Demnach soll der 1506 in den Dominikanerorden aufgenommen Schneidergeselle Hans Jetzer 1507 die Jungfrau Maria zusammen mit den Heiligen Barbara, Cäcilia und Katharina von Siena gesehen haben, später soll gar die Pietà in der Dominikanerkirche in Bern blutige Tränen geweint haben. Der Betrug flog bald auf, die Inquisition verbrannte 1509 den Abt und die übrigen Klostervorsteher auf der Schwellenmatte unten an der Aare. Jetzer selbst floh aus dem Gefängnis, geriet in Baden erneut in Haft, wurde von Bern begnadigt und starb 1514 oder 1515.

Nicht ohne Schadenfreude erzählt Ludwig Lavater auch die Geschichte von den Lichterkrebsen in Chiavenna:

«Es schrybt auch Erasmus, es sey eben der Pfarrer [der in der vorherigen Geschichte als Gespenst verkleidet zu einer Frau ins Bett steigen wollte] gsyn, der uff den heiligen Pfinsgsttag läbendige Kräbs uf den Kilchhoff habe kriechen lassen mit angeftetzten brünnenden Wachskerzlinen. Da die selben by den Gräberen umhin krochend, war es nachts erschrockenlich, und dorfft niemand nach zuhin gehen. Darvon ward gross Geschrey. Wie yedermann übel

erschrocken war, stund der Pfarrter an die Canzel und sagt, es wärend Seelen der Abgestorbnen, die begehrend, dass man sy us der grossen Not durch Messen und Almosen wöllt erlösen. Dieser Betrug ist hernach also offenbar worden. Man hatt ein Krebs oder zween in den Steinen und Scherben gefunden, die der Pfarrer nit wieder hat uffgeläsen, an denen die Wachskerzlin noch gsyn sind.»

Diese Geschichte wurde in der frühen Neuzeit oft erzählt, sie ist als sogenannter Humanistenschwank in die Literatur eingegangen, das Motiv ist von zahlreichen Märchenforschern beschrieben und als Nummer 1740 in den Aarne-Thompson-Uther-Index (ATU) aufgenommen worden.

Es gibt allerdings auch Erscheinungen von Geistern und Gespenstern, die unser Autor für wahr hält. Dazu zählt die Geschichte vom Wütenden Heer, dem «Wüetisheer»:

«Wenn grosse Enderungen der Regimenten [Regierungen], tödtliche und langwirige Krieg, Ufruieren und andere schwäre gführliche Leuff [Ereignisse] und Zyten vorhanden sind, beschähend merteils vorhin vil wunderbare Ding wider den gemeinen Lauff der Natur in der Lufft, uff Erden und an den Thieren. Die Latini nennens ostenta, portenta, monstra, prodigia. Man sieht in Lüfften Schwärter, Spiess und unzalbar ander Ding, man hört oder sicht auch in Lüfften oder uf der Erden zween Heerzüg einanderen angriffen, und dass einer den anderen in die Flucht tryt, etwan hört man seltsame Geschrey, ein Klipperen der Waffen. In den Züghüseren rodend und bewegend sich die Büchsen, Spiess, Hallenbarten und andere Weer und Waffen. Wenn man wider den Fyend ussziehen will, so wöllend die Fändli not von der Stangen fliegen, sondern schlagend sich den Fährndrichen um die Köpf, die Kriegslüt sind gar tuchig [verängstigt].»

Auch hier haben wir es wieder mit einer Erzählung zu tun, die sehr verbreitet war und bereits im 11. Jahrhundert nachgewiesen werden konnte. So kannte auch der Luzerner Stadtschreiber und

Apotheker Renward Cysat (1545–1614) diese Geschichte und erzählt sie unter dem Namen «Guotisheer» oder «Wuotinshör». Später taucht sie unter dem Namen «Wilde Jagd» oder «Wilde Fahrt» auf. Der Überlieferung nach soll das Wütende Heer vor allem in den Raunächten sein Unwesen getrieben haben, also in der gefährlichen Zeit zwischen Weihnachten und Epiphanie am 6. Januar. Ludwig Lavater kennt die Geschichte vom Sponheimer Abt Johannes von Tritenheim, genannt Trithemius (1462–1516). Ihm, dem Verfasser der Steganographia und Polygraphia, haftete der Ruf eines Schwarzmagiers an und Lavater gibt die Geschichte ein zweites Mal und ausführlicher wieder:

«Johannes Trithemius schribt in seiner Chronica vom Closter Hirssgau, dass ungefahr im Jahr Christi 1098 nit weit von Wurmss vil Tag und Nächt ein grosse Anzahl Gewappneter zu Ross und Fuss erschienen seyend, gly also ob sie an Fynd zühen wöltind, welche yetzt hierhar dann dört hin rottenwyss gelaufen und um die nündt Stund in der Nacht zum nächsten gelägenen Bergen uss denen sy herfür kommen, widerkeert send. Nach langem seye ein Mönch uss dem Kloster Limburg, das nit wyt von diesem Berg lige, sampt etlichen anderen hinzu gangen. Habe ein Krütz für sich gemacht und sy durch die Krafft der heiligen Dryfaltigkeit beschworen, dass sie anzeigend wer sy werind. Einer uss der Rott habe ihm geantwortet, wir sind nit läbendig Kriegslüt, sondern ein Gespänst, aber deren Seeln die in dieser Gegend kriegt habend und an disem Ort vor etwas Jaren sind umbkommen. Die Waffen, Kleider und Ross, welche uns do wir noch in Läben, Instrument warendt zu Sünden, sind uns yetzt nach dem Tod anzeigen der Pyn. Alles das jr yetzt um uns sähend, ist uns alles Fürin, wiewol ihr unser Für nit sähend. Und do der Münch gefraget, ob jenen auch möchte von Menschen geholfen werden, habe der Geist geantwortet: Mit Fasten, Bätten, insbesondere durch das Oper des Lybs und Bluts Christi, möchte geholfen werden, darum er sy auch bätte. Als er dises geredt, habe die ganze viele der Geisteren, als vil als mit einer Stimm zum driten Mal geschrüwen: Bättend für uns».

Einen langen Abschnitt widmet Lavater den Berggeistern. Die meisten seiner Geschichten übernimmt aus einem anderen weit verbreiteten Werk seiner Zeit: dem Bergbau-Buch «De re metallica» des Chemnitzer Stadtarztes Georg Bauer aka Georgius Agricola (1494–1555), der ersten umfassenden gedruckten Darstellung des Bergbaus. Agricola hatte sich im letzten Band seines Standardwerks ausführlich über die Lebewesen unter Tag ausgelassen, sein Buch ist eine Art Referenzwerk über Berggeister. Eine andere Geschichte ist unserem Autor in Briefform aus Davos zugetragen worden, sie findet sich in einer späteren Ausgabe von 1670 in etwas modernerer Sprache wieder:

«Ein frommer und gelehrter Mann hat auf eine Zeit an mich geschrieben, dass zu Davos in den Bündnerischen Gebirgen, eine Silbergrub seye, auf welche das Haupt des dieselben Ortes, Herr Landammann Peter Buol, ein dapferer Mann, in verstrichenen Jahren grosse Kosten verwendet, aber nicht geringen Reichthum auss derselbigen gesamlet. Darinn war ein Geist oder Bergteufel, welcher sonderlich an dem Freytag, wann die Bergleuthe das ausgegrabene Metall in ihre Geschirre geladen, sich sehr geschäftig gezeigt, und das Metall nach seinem Wolgefallen aus einem Geschirr in das andere geschüttet, welches der Landammann nicht für übel aufgenommen, sondern so oft er in die Grube hinunter oder aus derselbigen widerum herauss steigen wollen, segnete er sich mit Bezeichnung des Kreuzes und blieb unverletzt. Auf einen gewissen Tag aber begabe sich, als dieser Bergteufel sehr überlästig und ungestüm gewesen, dass einer von den Silbergräbern denselben auss Verdruss mit Scheltworten übergossen, und mit vilen greulichen Flüchen zum ihme gesagt, er sollte zur Höllen hinter fahren. Worüber der Bergteufel den Bergknapp bey dem Kopf ergriffen und ihm denselben also herum gedreht, dass das Angesicht auf den Rücken kommen er doch nicht gänzlich erwürget worden, sondern mit disem verdrehten und gekrünten Hals noch etliche Jahre gelebt, auch vielen, die anoch im Leben sind, wolbekannt gewesen, etliche Jahre aber hernach ist er gestorben.»

Diese Geschichte ist eine Ausnahme in Lavaters schriftlichen Werken, ansonsten schöpft er aus den gleichen Büchern wie alle Zeitgenossen, und ein Blick in die Quellen gibt einen repräsentativen Eindruck vom geistigen Horizont der Gelehrten seiner Zeit – ein Horizont, der in dieser Form erst durch die Erfindung des Buchdrucks am Ende des 15. Jahrhunderts möglich wurde. Der Buchdruck war nämlich nicht nur ein wichtiger Faktor für den Erfolg der Reformation, sondern auch ein Motor für die geistige Entwicklung der frühen Neuzeit.

Lavater und seine Autoren stützten sich auf die Bibel und auf drei weitere wichtige Quellen: die antiken Autoren wie Platon, Herodot, Vergil; die Kirchenväter, vor allem Augustinus; schliesslich auf Humanisten und Zeitgenossen wie Johannes Trithemius und Erasmus von Rotterdam (1466–1536). Deren Bücher hat Lavater auf seiner Suche nach Geschichten über Gespenster und Geister durchforstet und wurde dabei mehr als fündig.

Das Gespensterbuch des Zürcher Pfarrers hatte ein reiches Nachleben. Davon zeugen die zahlreichen Nachdrucke im 16. und im 17. Jahrhundert und mehrere Epigonenwerke. Schon im 16. Jahrhundert hatten sich andere Autoren bei Lavater bedient und aus dem Fundus ihre eigenen Kompilationen zum Thema Geister und Gespenster gefüllt. Zu ihnen zählen etwa Noël Taillepied (1540–1589), Pierre Le Loyer (1550–1634), Heinrich Kornmann (1570–1627), Conrad Lycosthenes (1518–1561) und vor allem der Physiker Caspar Schott (1608–1666). In seiner über 1500 Seiten starken Kompilation «Physica Curiosa» von 1662 beschäftigt er sich auf mehr als 150 Seiten mit Gespenstern und Geistern wie Seeungeheuer, bärtigen wilden Männern, Zentauren und dabei ist Ludwig Lavater sein wichtigster Gewährsmann. In der Barockzeit geht es dann weniger um Vorzeichen kommenden Unheils, die beginnende Aufklärung hat solche Geschichten längst als Aberglauben entlarvt. Der Unterhaltungswert der Geschichten aber bleibt, und statt von «unerhörten Zeichen» ist jetzt von «Curiositäten und Denkwürdigkeiten» die Rede, so etwa im Titel

eines 1737 erschienenen Buches von Johann Jakob Bräuner, geboren 1647 und als Arzt in Frankfurt am Main tätig. Sein Todesdatum ist unbekannt, möglicherweise wurde die Abhandlung erst nach seinem Tod veröffentlicht:

«Phyicalisch- und Historisch-Erörterte Curiositäten. Oder: Entlarvter Teufflicher Aberglaube von Wechselbälgen, Wehrwölfen, Fliegenden Drachen, Galgen-Männlein, Diebs-Daumen, Hexen-Tanz»

Auch die Gebrüder Grimm stiessen bei ihren Quellenstudien zur deutschen Sagenwelt auf Ludwig Lavater. In ihren «Deutschen Sagen» von 1816 findet sich eine Berggeist-Geschichte, die von Lavater stammen dürfte, darauf deutet die Ortsangabe in den Südostschweizer Alpen hin. Der zweite Teil der Geschichte von Schneeberg und Annaberg stammt offensichtlich von Georgius Agricola:

«Der Berggeist, Meister Hämmerling, gemeiniglich <Bergmönch> genannt, zeigt sich zuweilen in der Tiefe, gewöhnlich als Riese in einer schwarzen Mönchskutte. In einem Bergwerk der Graubündner Alpen erschien er oft und war besonders am Freitage geschäftig, das ausgegrabene Erz aus einem Eimer in den andern zu schütten; der Eigentümer des Bergwerks durfte sich das nicht verdriessen lassen, wurde aber auch niemals von ihm beleidigt. Dagegen als einmal ein Arbeiter, zornig über dies vergebliche Hantieren, den Geist schalt und verfluchte, fasste ihn dieser mit so großer Gewalt, dass er zwar nicht starb, aber das Antlitz sich ihm umkehrte. Im Annaberg, in der Höhle, welche der Rosenkranz heisst, hat er zwölf Bergleute während der Arbeit angehaucht, wovon sie tot liegengeblieben sind, und die Grube ist, obgleich silberreich, nicht ferner angebaut worden. Hier hat er sich in Gestalt eines Rosses mit langem Hals gezeigt, furchtbar blickende Augen auf der Stirne. Zu Schneeberg ist er aber als ein schwarzer Mönch in der St. Georgen-Grube erschienen und hat einen Bergknappen ergriffen, von der Erde aufgehoben und oben in die Grube, die vorzeiten gar silberreich war, so hart niedergesetzt, dass ihm seine Glieder

verletzt waren. Am Harz hat er einmal einen bösen Steiger, der die Bergleute quälte, bestraft. Denn als dieser zu Tage fuhr, stellte er sich, ihm unsichtbar, über die Grube, und als er emporkam, drückte ihm der Geist mit den Knien den Kopf zusammen.»

An diesem Beispiel erfahren wir exemplarisch, wie sich die Sagenwelt entwickelt hat, nämlich keinesfalls aus mündlicher Überlieferung, wie gerne kolportiert wird, sondern vor allem aus beharrlicher, jahrhundertelanger Schreibaarbeit. Darüber hinaus ist Lavaters Buch auch ein Zeugnis für die Breitenwirkung des Buchdrucks. Ohne Zugang zu seinen Quellen hätte Lavater nicht schreiben können, was er schrieb, und ohne Buchdruck wäre eine Weiterverbreitung nicht möglich gewesen.

Wer war dieser Ludwig Lavater? Er wurde am 1. März 1527 auf Schloss Kyburg bei Winterthur geboren, sein Vater war der Landvogt zu Kyburg und Hauptmann im Zweiten Kappelerkrieg von 1531, in dem viele Zürcher, unter anderem auch Zwingli den Tod fanden. Später war er unter anderem Bürgermeister von Zürich. Von 1545 bis 1547 studierte Ludwig Lavater in Strassburg, weitere Reisen führten ihn nach Paris und Oberitalien, aber auch in den Kanton Graubünden. Lavater war zweimal verheiratet: 1550 mit Margarete Bullinger, der Tochter des Zwingli-Nachfolgers Heinrich Bullinger, nach ihrem Tod wählte er Adelheid Strupler zu seiner zweiten Frau. Mit beiden zeugte er fünfzehn Nachkommen. Nach seiner zweiten Heirat verliess er Zürich nicht mehr und machte sich einen Ruf als fleissiger Prediger. 1585 wurde er zum Vorsteher (Antistes) der Zürcher Kirche gewählt, konnte dieses Amt aber nur noch wenige Monate ausüben und starb am 15. Juli 1586. Lavater hinterlässt ein reiches theologisches Werk: Bibelkommentare, Predigten und allgemeine erbauende Schriften. Neben seinem Gespensterbuch gibt es auch eine Schrift über Hungersnöte und Kometen, die er als Vorzeichen und Mahnungen Gottes betrachtet.

Die Originalzitate wurden leicht angepasst, dabei wurde versucht, den ursprünglichen, frühneuhochdeutschen Ton beizubehalten. Das Buch von Lavater war auch Thema der Lizenzatsarbeit des Autors im Jahr 1983. Ein kurzer Text zum Gespensterbuch erschien im Blog des Schweizerischen Nationalmuseums am 28. Oktober 2020: <https://blog.nationalmuseum.ch/2020/10/geistergeschichten>. Die Abbildung zeigt Ludwig Lavater in einem Kupferstich von 1669. Aus: Jean-Jacques Boissard: Bibliotheca chalcographica. Heidelberg 1669. Foto Zentralbibliothek Zürich.

Die falschen Farben



der Belle Époque

Die Zürcher Zentralbibliothek besitzt eine der weltweit grössten Sammlungen mit Photochrom-Drucken aus der Belle Époque

Populäre Bilder interessierten die Kultur- und Kunstwissenschaft des zwanzigsten Jahrhunderts lange nur wenig. In der Zürcher Zentralbibliothek war dies nicht anders. Bruno Weber, damals Leiter der Graphischen Sammlung, stiess 1974 in den unteren Schubladen eines Magazinschranks auf farbige Drucke, sogenannte Photochrome, und begann mit deren Erforschung und Erschliessung. Die Bilder, so erklärt Jochen Hesse, der heutige Leiter der Graphischen Sammlung, sind inzwischen vollständig digitalisiert und in den weltweit abrufbaren Katalog der Zentralbibliothek Zürich integriert. Sie gehören zu den am meisten verlangten Beständen.

Photochrome zeigen die bunte Welt der Belle Époque, eine etwas verklärende Bezeichnung für die Zeit von ca. 1895 bis 1914, in der das Bürgertum, seine Lebensweise und Kultur, sein auf Wissenschaft und Technik gegründeter Fortschrittsglaube triumphierten. Im Zentrum stehen Ansichten von touristischem Wert. Dazu gehören Bilder aus den Alpen, klassische Stadtpanoramen, Ansichten aus fernen Ländern oder Bilder von exotischen Volksgruppen aus dem Kaukasus oder aus Nordafrika. Gelegentlich finden sich auch erotische Abbildungen. Eine kleinere Gruppe bilden Reproduktionen von populären Kunstwerken wie etwa dem Gemälde «Gotthardpost» von Rudolf Koller. Bilder von Krieg und Elend sind nicht zu finden, sagt die Zürcher Kunsthistorikerin Daniela Wegmann, die eine Dissertation zum Thema Photochrom geschrieben hat. Stattdessen bilden die Drucke ein Wunschbild ab und zeigen somit ein Psychogramm einer Epoche.

Angeboten wurden die Photochrom-Drucke um die Wende zum zwanzigsten Jahrhundert in unterschiedlichen Grössen, als Postkarten aber auch als Wandbilder. In einem zeitgenössischen Katalog heisst es: «Photochromien werden in allen Ländern der

Welt mit Vorlieben gekauft für Erinnerungen an gehabte Reisegenüsse, zu Geschenken jeder Art, für Amateure und wissenschaftliche Sammlungen, für Schul- und architektonische Zwecke, zur Ausschmückung von Hotel-Corridors, zu Vorlagen für Künstler...»

Grundlage für die bunten Photochrom-Bilder waren nicht etwa Farbfotos, sondern schwarzweisse Vorlagen. Das Photochrom-Verfahren ist kein fotografisches, sondern ein lithografisches Flachdruckverfahren, das in den 1880er Jahren vom Zürcher Lithografen Hans Jakob Schmid (1856–1924) entwickelt wurde. Bei dem von Schmid entwickelten Verfahren wird das Glasnegativ auf eine lichtempfindliche Schicht, in diesem Fall lichtempfindlichen Asphalt projiziert, der auf den Lithostein aufgegossen wurde. Dann wurde der Stein freigelegt und geätzt und schliesslich wurde gedruckt. Für jede zu druckende Farbe musste ein neuer Stein belichtet werden, einige kamen mit nur wenigen Farben aus, andere benötigten bis zu zwölf Schritte.

Die Zürcher Firma Photochrom & Co., eine Tochterfirma des Druckunternehmens Orell Füssli, entwickelte das Verfahren zur Marktreife und begann 1889 mit dem Verkauf von Drucken. 1895 fusionierte sie mit der Lichtdruckerei und Verlagsanstalt Schröder & Co., woraus die Firma Photoglob & Co. entstand, die 2014 ihr 125-jähriges Jubiläum feiern konnte. Das Photochrom Verfahren fand seinen Weg auch in die USA: 1885 gründete der Fotograf Edwin H. Husher die Detroit Publishing Company als Franchise-Unternehmen der Zürcher Photoglob, die einige Jahre später in «Detroit Photographic Company» umbenannt wurde.

Die beim Photochrom-Verfahren verwendeten Farben entsprangen der Vorstellungskraft der Drucker; in vielen Fällen, wie etwa den populären Ansichten von Venedig, griffen sie auf bestehende Publikationen zurück. In den USA wählte man ein dokumentarisches Vorgehen: «Der Fotograf William Henry Jackson, der gleichzeitig auch der Geschäftsleiter der Detroit Photographic

Company war, hat ausführliche Notizen zur Farbgebung seiner Bilder gemacht», sagt die Kunsthistorikerin Daniela Wegmann. Gelegentlich unterliefen den Gestaltern Fehler bei der Farbgebung. Es braucht allerdings ein geschultes Auge, um dies heute zu erkennen. Viele der Ansichten waren manipuliert. So wurden etwa Personen nachträglich in Stadtansichten eingefügt oder Gebäude versetzt, um mehr Effekte zu erzielen. Viele Farben, wie etwa das Blau von Himmel und Wasser, sind stereotyp auf allen Bildern gleich. Mit dem Ausbruch des Ersten Weltkriegs fand der Boom der bunten Photochrom-Bilder ein jähes Ende, die Zürcher Photoglob verlagerte ihre Geschäftstätigkeit auf den Verkauf von Postkarten, erklärte 2015 der Geschäftsführer Gion Schneller.

Der gesamte Bestand der Photochrom-Sammlung in der Zentralbibliothek Zürich umfasst über zehntausend Bilder und wurde 2007 digitalisiert. Die Digitalisierung ist aber nur ein erster Schritt, denn damit ein Bild online gezeigt und gefunden werden kann, ist die Erschliessung und die Beschreibung im Online-Katalog nötig. Diese Arbeit ist inzwischen abgeschlossen.

Das Digitalisieren hat die Zentralbibliothek selbst an die Hand genommen, sie besitzt ein professionelles Digitalisierungszentrum mit zahlreichen Scannern. Dabei handelt es sich um Hochleistungsgeräte, die manchmal einen ganzen Raum beanspruchen und sich am ehesten mit den Präzisionsgeräten der Reprofotografie vergleichen lassen. Ein Teil der Scanner verarbeitet flache Vorlagen, andere sind auf Bücher spezialisiert. Für besonders wertvolle und angegriffene Bücher steht ein Spezialgerät zur Verfügung, mit dem sich die Bände bei einem reduzierten Öffnungswinkel von dreissig Grad abtasten lassen. Scannen von historischen Dokumenten mit den hohen Ansprüchen der Zentralbibliothek ist weitgehend Handarbeit.

Digitalisierte Photochrom-Bilder werden nicht nur in der Schweiz, sondern auch in den USA angeboten. Die Library of Congress hat rund 6000 Bilder digitalisiert, darunter befinden sich auch die

Bestände der Detroit Photographic Company. Anders als in der ZB stehen hier auch die hochaufgelösten tiff-Dateien zur Verfügung. Bei der Bildagentur Keystone-SDA wiederum sind viele alte Photochrom-Postkarten digital abrufbar.

Die Firma Photoglob Zürich verfügt ebenfalls über ein umfassendes Archiv mit der gesamten Photochrom-Produktion. Photoglob hat sämtliche Photochrome digitalisiert, allerdings werden sie nicht in einem Katalog gezeigt, sondern nur auf Nachfrage zusammengestellt, erklärt Geschäftsführer Gion Schneller. Zum 125-Jahr-Jubiläum der Firma hat er 2014 einen aufwendigen Bildband gestalten lassen. Die Digitalisierung ist am Kerngeschäft der traditionsreichen Firma nicht spurlos vorübergegangen, als grösster Ansichtskartenverlag der Schweiz produziert sie heute vermehrt Klein- und Kleinstserien im Digitaldruck und kann auf Marktbedürfnisse schneller reagieren. Aus demselben Grund wurde die Firma Anfang 2015 aus der Orell Füssli AG herausgelöst und der Geschäftssitz nach Hägendorf verlegt, wo sich mit dem Schweizer Buchzentrum der wichtigste Vertriebspartner der Firma befindet.

Die erste Fassung dieses Textes erschien am 28.5.2015 in der NZZ unter dem Titel «Digitaler Zugang zur Welt der Belle Epoque» und in gekürzter Form am 3. Januar 2021 im Blog des Schweizerischen Nationalmuseums. <https://blog.nationalmuseum.ch/2020/12/photochrom/>. Fotomontagen waren beliebt, um die meist statischen Fotografien lebendiger zu machen. Bild: Zentralbibliothek Zürich.

Nachrichten vom



Kanonier Landwehr

Der Ausbruch des Ersten Weltkriegs veränderte auch das Leben im Zürcher Oberland. Schweizer Männer mussten an die Grenze, Zugewanderte, vor allem Deutsche, verliessen das Land und zogen in den Krieg.

«Fräulein Emma Oberholzer, Seidenweberei Rüti» steht in schwungvollen Buchstaben auf einer Postkarte, die am 23. Oktober 1906 von der Bahnstation Albert-Hauenstein im Südschwarzwald abgeschickt wurde. Sie zeigt vier junge Soldaten, die mit ernstem Gesicht in die Kamera blicken. Statt einem Gewehr hält jeder einen Bierhumpen. Der Kartentext schürft nicht sehr tief: «Lebe glücklich, lebe froh, wie die Maus im Haferstroh». Was mag die Empfängerin dabei gedacht haben? Wir dürfen annehmen, dass sie sich gefreut hat. Der Kerl in der Mitte oben war nämlich ihr Schatz Joseph Landwehr, mein Grossvater.

Er war wenige Jahren zuvor aus Tiengen gleich jenseits der Schweizer Grenze ins Zürcher Oberland gezogen und hatte als Dreher bei der Firma Henlein in Tann Arbeit gefunden. Von 1860 bis 1910 erlebte die Schweiz und damit der Kanton Zürich eine wirtschaftliche Blüte und eine Einwanderungswelle. Der Ausländeranteil lag bei zwanzig Prozent, und vier Fünftel dieser Einwanderer stammten aus Deutschland.

Das Bild mit den vier Soldaten ist Teil eines umfangreichen Fotoalbums meiner Grossmutter Emma Landwehr-Oberholzer (1890–1942), an sie war die Postkarte adressiert worden. Zunächst hatte sie als Weberin gearbeitet und sich später als Korsettschneiderin selbstständig gemacht. Weder Emma noch Joseph mögen 1906 geahnt haben, dass es bald Krieg geben würde. 1913 heirateten die beiden, ein Jahr später musste Joseph für vier lange Jahre als Kanonier in den Krieg ziehen. Briefe und Postkarten waren neben den seltenen Fronturlauben die einzige Verbindung für das Paar. Emma starb 1942 im Alter von nur 52 Jahren, ihr Mann Joseph acht Jahre später, er wurde 74 Jahre alt.

Die erste Postkarte, die aus der Kriegszeit erhalten ist, trägt das Datum des 22. Januar 1915. «Meine liebe gute Emma. Um Dir eine Freude zu machen habe ich es doch noch möglich zu machen gesucht, Dir mal ein Bild von mir als Soldat anfertigen zu können. Ich hoffe, dass Dir dieses gefällt und Dich ein wenig freut. Gelt Schatz, Du schreibst mir auch bald, wenn Du es erhalten hast.» Wusste Joseph Landwehr damals, dass er bereits am 22. November 1914 Vater geworden war? Nur wenig später erreicht ihn ein Bild mit seinem ersten Kind, Emma hat es auf den Namen des Vaters getauft: Joseph. Wie mag sich die junge Frau gefühlt haben? Wie lange würde der Krieg dauern? Würde ihr Mann je zurückkommen? Wir können Emmas Gefühlslage nur erahnen. Die Zeugnisse aus jener Zeit stellen viel mehr Fragen, als sie beantworten können und lösen manchmal auch Beklommenheit aus.

Fotopostkarten waren der damals sehr in Mode, allein im Jahr 1913 schickten die Schweizerinnen und Schweizer mehr als einhundert Millionen Postkarten auf Reisen: «Ein neues Verfahren ermöglichte zu Beginn des 20. Jahrhunderts die billige Herstellung von individuellen Postkarten. Die Fotopostkarte wurde so zum Leitmedium des Ersten Weltkriegs», sagt 2014 der Direktor der Fotostiftung Schweiz Peter Pfrunder, der dazu eine eigene Ausstellung gestaltet hatte.

Neben den Bildern ihres Mannes tauchen im Album von Emma Landwehr-Oberholzer auch Fotos von weiteren Verwandten und Bekannten auf. Auch Schwager Ruppert meldet sich, aus dem Schweizer Militärdienst: «Sende dir hier ein getreues Abbild meiner Persönlichkeit, u. erlaube mir auch dir mein munteres Soldatenbubi vorzustellen. Ich hoffe du u. dein kl. Bubi werden immer gesund sein, was ich auch von mir sagen kann.»

Auch Joseph hat von seinen Kollegen aus der Schweiz Post erhalten, als er an der Westfront kämpfen musste. Nur allzu gerne dürfte er mit einem Arbeitskollegen getauscht haben, dessen

Karte am 17. März 1917 in Tann-Rüti abgeschickt worden war:
«Kamen soeben in Besitz Ihrer w. Karten. Besten Dank.
Montagabend kehrte ich nach 7 ½ monat. Grenzdienst nach
Hause zurück.»

Nicht alle Bilder aus dem Ersten Weltkrieg haben eine Legende oder eine Notiz. So zeigt ein auffälliges Foto eine Gruppe fröhlicher Soldaten in einem Güterwagen. Beim näheren Hinsehen entdeckt man eine Weinflasche – und dann den Lauf eines Maschinengewehrs. Der pensionierte Uniformen-Spezialist Jürg Burlet vom Schweizer Landesmuseum hilft weiter: «Es sind Angehörige einer Kavallerie-Mitrailleuse-Kompanie. Diese berittenen Maschinengewehr-Einheiten wurden 1898 errichtet und waren damals eine Neuheit in Europa». Einen der Abgebildeten müssen Emma oder Joseph offenbar gekannt haben.

Für Joseph endet der Krieg erst im November 1918. Er kommt zurück und findet bei der Textilmaschinenfabrik Joweid in Rüti Arbeit. Da ist er bereits zum zweiten Mal Vater geworden. Acht weitere Kinder folgen in den nächsten Jahren, die meisten bleiben im Kanton Zürich, einige sogar im Zürcher Oberland.

Die erste Fassung dieses Textes erschien im Zürcher Oberländer vom 2.9.2014 unter dem Titel «Nachrichten vom Kanonier Joseph Landwehr». Ein längere Version mit zahlreichen Bildern kann als PDF heruntergeladen werden.
<http://www.dominiklandwehr.net/fam/feldpost.pdf>

Indianer und Löwen



im Kloster Einsiedeln

Völkerschauen waren in der Schweiz seit der Mitte der 1870er-Jahre eine beliebte Form der Unterhaltung. Doch nicht nur in den grossen Städten, sie erreichten auch kleinere Orte, wie das Klosterdorf Einsiedeln.

Als man in den Jahren 2005 bis 2012 das Archiv des Klosters Einsiedeln reorganisierte, stiess man auf eine Fotosammlung von mehr als 90'000 Fotos. Sie deckten den Zeitraum von 1850 bis zur Gegenwart ab, und bald wurde klar, dass darunter einige sehr frühe Fotografien aus der Schweiz um 1850 waren. Auch allerhand Merkwürdiges fand sich, darunter ein Foto von 1930, das den damaligen Abt des Klosters, Ignazius Staub OSB (1872–1947), inmitten einer Gruppe von Sioux-Indianern in Festtracht auf der Klostertreppe zeigt.

Dahinter steckt eine fast unglaubliche Geschichte. Die Show-Indianer waren mit dem deutschen Zirkus Sarrasani auf Tour durch die Schweiz und präsentierten sich einem staunenden Publikum. Ein ähnliches Foto findet sich im amerikanischen Nationalarchiv in Washington D.C., es zeigt die Gruppe der Indianer in Originalkostümen, wie sie 1928 mit dem Zirkus durch Deutschland tourten.

Spätestens seit dem Ende des 19. Jahrhunderts bis zum Zweiten Weltkrieg waren «Völkerschauen» in Europa und in den USA weit verbreitet. Nur wenige stiessen sich an dieser Attraktion, die aus heutiger Sicht demütigend und menschenverachtend ist. Die 2019 verstorbene Zürcher Journalistin Rea Brändle hat die Geschichte der Völkerschauen in der Schweiz erforscht und 1995 unter dem Titel «Wildfremd, hautnah» publiziert. 2013 wurde das Buch in überarbeiteter Form neu aufgelegt. Darin berichtet Brändle zum Beispiel vom Besuch einer Gruppe von Singhalesen, die mit einer Herde von Elefanten angereist waren und während Wochen für Publikumsandrang auf der Escherwiese in Zürich sorgten. Es blieb nicht bei den Singhalesen, andere Völker folgten, etwa «die Wilden von der Feuerlandinsel», die in einem Tingeltangel-Theater im Zürcher Universitätsviertel zu bewundern waren. Im Letzigrund

wiederum waren Senegalesen zu sehen, auch eine Gruppe von Kalmücken aus Russland gastierte in Zürich, und der Zürcher Zoo warb mit «35 schönen Mädchen», wohl aus fernen Ländern, die in Luzern als «Togo-Mädchen» und «Fetisch-Priesterinnen» angekündigt wurden.

Die Völkerschauen zeigten aber nicht nur «exotische» Völker, sondern auch südafrikanische Buren und amerikanische Cowboys. In vielen Fällen mussten die Requisiten für die Schauen vor Ort zusammengetragen werden. Zu Beginn interessierten sich auch Wissenschaftler dafür, in der Hoffnung, sich aufwändige und teure Forschungsreisen sparen zu können. Ihr Interesse erlahmte bald, als klar wurde, dass vieles nur Staffage war und die ausgestellten Völker nicht immer aus den Weltgegenden stammten, die man behauptete. Gleichzeitig dienten Völkerschauen dazu, ein angeblich harmonisches Zusammenspiel zwischen Kolonialmächten und kolonisierten Ländern zu präsentieren. Die weltgrösste Schau dieser Art, die «Exposition coloniale» 1928 in Paris, karrte Bewohner aus den Kolonien heran, um traditionelle Kunst und Handarbeiten vorzuführen, Tänze, Stücke und militärische Demonstrationen darzubieten, Besucher zum Kamelritt einzuladen, auf nachgebauten Märkten Waren anzubieten und in den Restaurants exotische Speisen zu servieren.

Nach dem Zweiten Weltkrieg nahm das Interesse an den Völkerschauen deutlich ab. Die ehemaligen Kolonien wurden nach und nach selbstständig, einige in verlustreichen Kriegen, und das Medium Film, vor allem der so genannte «Kulturfilm», stillte das Bedürfnis nach Exotik. Die letzte Völkerschau in der Schweiz war in einem Nebenzelt des Zirkus Knie im Jahr 1964 zu sehen.

Berichte über ähnliche Ausstellungen in der Schweiz finden sich aus Bern, Genf, Basel und eben aus dem Klosterdorf Einsiedeln. Als besonders geeignete Orte erwiesen sich die Zoos von Basel und von Zürich, hier konnten die «exotischen Gäste» vor einer Kulisse von wilden Tieren präsentiert werden.

Die Ausstellungen zogen jeweils Hunderttausende Gäste an und waren für die Veranstalter ein gutes Geschäft. Weniger erbaulich, manchmal katastrophal war es für die Darstellerinnen und Darsteller, die wie ausgestellte Tiere behandelt wurden. Aktenkundig ist ein besonders tragisches Ereignis: 1882 starben innert kurzer Zeit fünf Menschen aus Feuerland, wahrscheinlich an Erkrankungen, die für sie unbekannt und somit tödlich waren. Wir wissen davon, weil Rea Brändle die Skelette bei Recherchen im Anatomischen Institut der Universität Zürich entdeckt hat.

Die Zirkustruppe im Klosterdorf Einsiedeln wurde zu einer Führung durch das Kloster eingeladen, bei dieser Gelegenheit entstand das besagte Foto. Die Zirkusdirektion bedankte sich im Gegenzug auf besondere Weise und überliess dem Kloster zwei junge Löwen.

Die Geschichte hinter der Fotografie erfahren wir in einer zeitgenössischen Publikation des Klosters. In seiner Rubrik «Silvanusbrief» der Klosterzeitung St. Meinrads Raben berichtet Pater Raphael Häne alias Silvanus vom Gastspiel des Zirkus Sarrasani 1930 in Einsiedeln: «Bekanntlich sind während der Ferien die Sarrasaniindianer einmal gekommen. Pater Friedrich hat ihnen eine salbungsvolle englische Predigt deklamiert und sich nachher mit ihnen auf der Klostertreppe photographieren lassen. Herr Sarrasani schickte zum Dank zwei Leuinnen, die natürlich der väterlichen Obhut von Pater Damian anheimfielen!»

Pater Damian Buck (1871–1940), der Naturkundelehrer der Stiftsschule Einsiedeln, war mit exotischen und wilden Tieren vertraut. Offenbar hatte er zu jener Zeit schon einen anderen Löwen, den er vom Zirkus Knie erhalten hatte. Das kommentiert auch Silvanus mit einem dezenten Seitenhieb auf den energischen Pater: «Das schmachliche Leuentier aus dem Zirkus Knie hat er wieder heimgeschickt, damit die beiden wohlgezogenen Urwalddamen einziehen konnten. Jetzt wird's besser! Vorher haben zwei Viecher einander angesungen, jetzt hören wir ein Trio! Vielleicht will das Kloster eine Leuenzucht

betreiben, um mit der Zeit dann Leuen nach Afrika zu liefern, wo sie eben leider am Aussterben seien.»

Die Löwenhaltung muss Pater Damian begeistert haben. Auf einem zeitgenössischen Bild – es ist wohl in einem Fotostudio entstanden – sehen wir ihn, halb liegend, den Arm aufgestützt, mit einem Löwenbaby posieren. Die Historiker Claudia Moritzi und Andreas Kränzle, die bei der Reorganisation des Archivs mitgearbeitet haben, haben in den Unterlagen Spuren von insgesamt vier Löwen gefunden. Eine Zuschrift, die an das Kloster gerichtet war, hält dazu fest:

«Mein Vater, Albert Streuli aus Richterswil (1905–1981) war Fotograf und besass in Wädenswil ein Geschäft. Eines Tages erschien dort ein Pater. Er führte an einer Kette einen jungen Löwen mit sich, wie einen Hund. Der Pater namens Damian Buck bat ihn, doch einige Aufnahmen mit ihm und dem Löwen zu machen. Mein Vater fühlte sich natürlich sehr geehrt durch diesen aussergewöhnlichen Besuch und den nicht alltäglichen Auftrag und versprach, ihm die Fotos, sobald sie entwickelt seien, ins Kloster zu senden, er brauche aber nichts dafür zu bezahlen, denn er – mein Vater – wolle sie ihm schenken.»

Dass sich das Kloster nicht besonders gut zur Aufzucht von Löwen eignete, dürfen wir mit Gewissheit annehmen, alt wurden die Tiere nicht.

Nach der ersten Publikation dieser Löwen-Geschichte in der NZZ im Jahr 2013 meldete sich ein Leser mit weiteren erstaunlichen Details, die er von einem Arbeitskollegen erfahren hatte. Offenbar wurde Pater Damian Buck als Naturforscher gelegentlich für denkmalpflegerische Konsultationen beigezogen und musste nach Zürich fahren, wo er unter anderem den damaligen Kantonsbaumeister Hermann Fietz (1869–1931) traf.

«Denn für seine Besuche in Zürich, die er vor seiner Obrigkeit geheim halten wollte oder musste, bat er Dr. Fietz, ihn mit dem Auto in Einsiedeln abzuholen und wieder zurückzubringen. Für solche diskreten Entführungen versah Dr. Fietz seinen Buick mit Vorhängen um die Rücksitze. Dann aber erhielt er – so die Geschichte – eines Tages einen dringlichen Anruf von Pater Damian, er müsse sofort ins Kloster Einsiedeln kommen und seine Armee-Pistole mitbringen, über den Grund dieser Bitte könne er am Telefon keine Auskunft geben. In grosser Sorge eilte Dr. Fietz zu seinem Kollegen, die Waffe im Gepäck. Pater Damian führte ihn sofort in den Keller des Klosters, wo ein ausgewachsener Löwe in einem Kellerabteil sass und den Besucher anfauchte. Unglücklicherweise verspernte dieses Löwengefängnis den Zugang zum Weinkeller, weshalb Pater Damian von den Klosterbrüdern gebeten wurde seinen Löwen, den er von einem befreundeten Afrikafahrer als Geschenk erhalten hatte, zu entfernen. Ob er versucht hatte, das Tier in einem Zoo unterzubringen, ist mir nicht bekannt. Jedenfalls bat Pater Damian seinen bewaffneten Freund, das Tier mit der Pistole zu erschiessen. Dr. Fietz fand diese Löwenjagd im Klosterkeller keine gute Idee und eilte zum offiziellen Wildhüter der Region, der mit einem ordentlichen Jagdgewehr, als Höhepunkt seiner Jägerlaufbahn, den schönen Löwen erlegte. Für Pater Damian war diese Geheimaktion alles andere als ein Höhepunkt. Der in weiten Kreisen bekannte Wissenschaftler erhielt Hausarrest und war für einige Zeit auch für Dr. Fietz nicht mehr zu erreichen.»

Einige der Löwen, die in Einsiedeln gehalten wurden, wurden später präpariert und sind heute noch im Naturalienkabinett der Stiftsschule Einsiedeln zu bewundern.

Eine gekürzte Version des Artikels erschien am 26. März 1913 unter dem Titel

«Der Löwe im Einsiedler Klosterarchiv» in der NZZ.

Das Foto zeigt Abt Ignatius Staub OSB (1872–1947) inmitten einer Gruppe von Sioux-Indianern in Festtracht, Einsiedeln 1930. Bild: Archiv des Klosters Einsiedeln.

Besuch im



Joseph Schmidt Archiv

1942 starb der weltberühmte jüdische Tenor Joseph Schmidt in einem Internierungslager in Girenbad bei Hinwil. Sein Name und seine Stimme sind unvergessen. Das ist auch das Verdienst des Zürcher Oberländers Alfred A. Fassbind.

Wir treffen Alfred A. Fassbind in seinem Haus in Oberdürnten. Es liegt nur wenige Kilometer Girenbad entfernt, einem Weiler nicht weit von Hinwil. Dort starb am 16. November 1942 unter tragischen Umständen der jüdische Sänger Joseph Schmidt – auf der Flucht vor den Nazis. Die geografische Nähe ist aber ein Zufall, erklärt uns Fassbind.

Alfred A. Fassbind – er ist 1949 geboren – ist mit den Liedern von Joseph Schmidt seit seiner Kindheit vertraut. Er erinnert sich, wie er in den 1950er-Jahren das Lied «Heut’ ist der schönste Tag in meinem Leben» von Joseph Schmidt hörte – es stammt aus dem gleichnamigen Film von 1936 – und sofort elektrisiert war, auch wenn er nicht wusste, wer da zu hören war. Später, als junger Musiker, hat er sich dann bewusst für das Leben von Joseph Schmidt interessiert.

Fassbind hat dreissig Jahre seines Lebens als Tenor ganz Europa bereist. Seine Begeisterung für Joseph Schmidt zieht sich wie ein roter Faden durch sein Leben. Er besitzt heute das grösste Archiv zu dem berühmten Sänger. Es ist kein Zufall, dass nur wenige Besitztümer von Joseph Schmidt erhalten geblieben sind. Dazu gehört zum Beispiel ein kleiner Koffer. 1933 hatte sein berühmter Film «Ein Lied geht um die Welt» Premiere gehabt, nur wenige Monate später musste er emigrieren, lebte zunächst in Wien, später in Belgien und in Frankreich, wo er vom Vichy-Regime zwangsinterniert wurde. 1942 gelang ihm die Flucht in die Schweiz. Sein unstetes Leben war geprägt von Angst und Sorgen und der Koffer ist ein Bild für diese Odyssee. Ein anderes Objekt aus der Sammlung ist der Reisepass, der am 31. August 1939 von der rumänischen Botschaft in Belgien ausgestellt wurde. Davideny bei Czernowitz, Schmidts

Heimatort, gehörte damals noch zu Rumänien, deshalb ist der Pass in rumänischer Sprache.

Eine weitere wichtige biografische Verbindung zwischen Fassbind und Schmidt ist der Sänger Max Lichtegg (1910–1992). Lichtegg war Gesangslehrer von Alfred A. Fassbind. Wie Schmidt war auch er Jude, stammte wie er aus Galizien, und zwar aus Buczacz, 120 Kilometer nördlich vom Czernowitz. Beide Städte liegen heute in der Ukraine. Zunächst lebte er in Wien, ab 1940 war er Ensemblemitglied am Zürcher Stadttheater, dem heutigen Opernhaus. Als er 1942 erfuhr, dass Joseph Schmidt in Zürich sei, besuchte er gemeinsam mit dem jungen Opernhaus-Bariton Marko Rothmüller den schwerkranken Sänger im Kantonsspital. «Die Nachricht vom Aufenthalt des berühmten Sängers, muss sich wie ein Lauffeuer unter den Musikern herumgesprochen haben», erzählt Fassbind. Die beiden Besucher erzählten Schmidt, sie hätten bereits ein Konzert mit ihm organisiert – die Nachricht soll ihn gefreut und beruhigt haben, so lesen wir in Fassbinds Schmidt-Biografie, auch wenn das Konzert nicht mehr stattfinden konnte.

Wie ist Alfred A. Fassbind zu den Zeugnissen gekommen? Einen Teil konnte er von der Nachlassverwalterin Berty Rosetti (1916–1985) übernehmen, sie hatte allerdings Schmidt nicht mehr persönlich gekannt. Einen wichtigen Teil hat er im Laufe der Jahre und Jahrzehnte selbst zusammengetragen. Dazu gehören Konzertprogramme, Verträge, Autogramme und ganz besonders Schallplatten, genauer gesagt: Schellack-Platten, wie sie damals im Handel waren. Besonders wertvoll sind aber Mitschnitt-Platten, die die Rundfunkanstalten in kleiner Auflage für den eigenen Gebrauch hergestellt hatten. Dazu gehören Auszüge aus Opern, die in Berlin aufgezeichnet wurden. Nach der Machtübernahme der Nazis Ende März 1933 mussten Aufnahmen von jüdischen Musikern vernichtet werden, einen Teil konnte Alfred A. Fassbind erwerben, sie sind heute das Herzstück seiner Sammlung.

Eine Botschaft ist Fassbind besonders wichtig: «Joseph Schmidt ist zwar durch den Schlager ‹Ein Lied geht um die Welt› berühmt geworden, aber sein musikalisches Repertoire war riesengross: er hat alle wichtigen Opernpartien seines Fachs gesungen.» Wegen seiner Körpergrösse – er war nur 1.54 Meter gross – konnte er nicht auf der Opernbühne darstellen, aber er machte eine unglaubliche Karriere als Rundfunksänger. Zu seinem Repertoire gehörten nicht nur Opern, er war auch Kantor in der Synagoge, und auch zu dieser musikalischen Facette konnte Fassbind verloren geglaubte Platten entdecken.

1967 wurde am ehemaligen Restaurant Waldegg in Girenbad eine Tafel zum Gedanken an Joseph Schmidt enthüllt. «In diesem Hause starb am 16. Nov. 1942, achtunddreissig Jahre alt, einer der berühmtesten und beglückendsten Sänger der Welt – Joseph Schmidt – als Flüchtling und unschuldiges Opfer einer gnadenlosen Zeit.» Alfred A. Fassbind erinnert sich gut an diesen Moment: «Es war ein kleiner Festakt, zu dem es auch einen Fernsehbeitrag aus der ‹Antenne› gibt. Der ganze Platz vor dem Haus war voller Leute.» Dies war offenbar bereits der zweite Versuch, eine solche Tafel anzubringen, ein erster war Jahre zuvor gescheitert. Damals hatte es von der Gemeinde noch geheissen, es bestehe kein Bedarf nach einem solchen Schild.

Das Joseph-Schmidt-Archiv in Oberdürnten ist in Fachkreisen weltweit gefragt. Immer wieder treffen hier Anfragen ein, immer wieder gibt es Ausstellungen, Publikationen oder Filme, und Alfred A. Fassbind hilft immer: «Mein Ziel ist es, das bestmögliche Material zur Verfügung zu stellen, seien es Fotos, Dokumente oder Musikpassagen.» Die Frage stellt sich aber: Was passiert, wenn der unermüdliche Archivar dies eines Tages nicht mehr organisieren kann? Fassbind überrascht die Frage nicht: «Das Archiv soll in der Schweiz bleiben, Gespräche mit Institutionen laufen.» Allerdings, so erfahren wir, könne er das Archiv nicht einfach verschenken, sondern müsste für seinen Aufwand entschädigt werden. Schliesslich hat er seit nunmehr vierzig

Jahren einen nicht unbeträchtlichen Teil seiner finanziellen Möglichkeiten in den Aufbau der Sammlung investiert, so konnte er kürzlich eine besonders seltene Platte für stolze 800 Euro ersteigern. Mehr als achtzig Jahre sind seit dem Tod des legendären Sängers Joseph Schmidt vergangen, aber die Erinnerung an ihn lebt, nicht zuletzt dank eines begeisterten und fachkundigen Sammlers im Zürcher Oberland.

Die erste Fassung dieses Textes erschien im Tössthaler am 24. Februar 2023.
Das Foto zeigt Joseph Schmidt in einer Aufnahme von ca. 1930. Bild: Joseph Schmidt Archiv.

Zwei Obwaldner prägen



den Mythos Bürgenstock

Die Bürgenstock Hotels sind durch die Ukraine Konferenz im Juni 2024 in die internationalen Schlagzeilen gerückt. Ein Mythos war der Ort aber schon zuvor. Das hat viel mit seinen Gründern zu tun: Franz Josef Bucher und Josef Durrer.

In den Jahren der Belle Époque zu Beginn des 20. Jahrhunderts war der Bürgenstock eine der grossen Attraktionen am Vierwaldstättersee. Nicht einfach ein mondänes Hotel, sondern mehr: Eine eigene Welt mit drei erstklassigen Häusern in luxuriöser Ausstattung – und das alles vor einem einmaligen Panorama mit Bergen und See. Von der Schifflanlegestelle führte die erste elektrische Standseilbahn zum Hotel, daneben gab es einen freistehenden Lift, der höchste seiner Art weltweit. Als weitere Attraktion kam ein atemberaubender Felsenweg dazu und schliesslich mittendrin eine Kapelle für intime Hochzeiten. Die Gäste liebten es und brachten den Erbauern Ruhm und Reichtum.

Die Geschichte des Bürgenstock beginnt in Kerns im Kanton Obwalden. Von hier kommen die beiden Gründer: Franz Josef Bucher (1834–1906) und Josef Durrer (1841–1919). Bucher ist der Sohn eines vermögenden Bauern, Durrers Vater ist Schreiner. Josef Durrer betreibt in der Nähe von Giswil mit seiner Familie eine Sägerei, Bucher tritt ins kleine Familiengeschäft ein und bringt sein Vermögen ein, so entsteht 1864 die Firma Bucher & Durrer. Sie eröffnen 1868 im nahen Kägiswil die erste Parkettfabrik der Schweiz.

Die beiden könnten nicht unterschiedlicher sein: Hier der ungehobelte Bucher, dort der zurückhaltende Durrer. Die Gegensätze werden ihre Zusammenarbeit prägen und schliesslich auch zur Trennung führen. Aber bis dahin ist ein weiter Weg. Durrer leidet unter der Tatsache, dass er keine höhere Bildung hat, er liest in seiner Freizeit alles, was er in die Hand bekommen kann und trägt es fein säuberlich in ein kleines schwarzes Notizbuch ein. Die Notizbücher sind heute im Besitz des Urenkels Bruno Durrer und dürften für die weitere Forschung eine ergiebige Quelle sein. 1868

kommt es zu einer Doppelhochzeit, Franz Josef Bucher heiratet Josephine Durrer, die Schwester von Josef Durrer. Josef Durrer nimmt Anna Maria Gasser aus dem nahe gelegenen Lungern zur Frau. Damit sind die beiden Geschäftspartner nun verschwägert!

Die Sägerei und die Parkettfabrik in Kägiswil – einem Ortsteil von Sarnen – florieren. Statt Wohnhäuser und Scheunen zu bauen, wollen die zwei nun mehr, sie kaufen 1869 in Engelberg Land und bauen 1870 dort das Hotel Sonnenberg. Der Auftakt misslingt, der Deutsch-Französische Krieg von 1870/71 macht ihnen einen Strich durch die Rechnung: es kommen kaum Gäste. Trotzdem können die beiden das Haus schon 1871 zu einem guten Preis verkaufen.

Nun ist genug Kapital da für das nächste Abenteuer und das wartet buchstäblich um die Ecke: Oberhalb des Vierwaldstättersees kaufen sie eine grosse Alp von 600 000 Quadratmetern Fläche – und haben damit Raum für Grösseres. Der bisherige Besitzer, die Korporation Luzern, stuft das Land als landwirtschaftlich wertlos ein und überlässt es den beiden für wenig Geld. Es ist schwer zugänglich, bietet aber eine grandiose Aussicht auf Berg und See. Aus der Alp tritt Bürgenstock. Der Name bezeichnete ursprünglich eine Felsnase auf dem Gebiet. 1873 eröffnen sie hier das erste Hotel: Das Grand Hotel Bürgenstock. Das Hotel kommt im richtigen Moment als die Region Vierwaldstättersee zur international gesuchten Destination aufsteigt. Wer auf den Bürgenstock will, muss sich manchmal gedulden. Die Inneneinrichtung des neuen Hotels ist nobel und natürlich zeigen die Unternehmer hier ihr schönstes Parkett. Marmorverkleidungen werden in Italien bestellt, Seidentapeten in Paris. Alle Baumaterialien müssen mit dem Pferdefuhrwerk über die schmale Alpstrasse hochgefahren werden, denn noch gibt es weder Bahn noch Lift.

Doch die verschiedenen Charaktere der beiden Unternehmer werden zum Problem: 1877 kommt es zur ersten Trennung, die aber bald wieder rückgängig gemacht wird. Bevor es auf dem Bürgenstock weitergeht, warten überall neue Projekte und die

beiden nutzen jede Chance, die sich ihnen bietet: Sie beteiligen sich an weiteren Hotels in Luzern, Genua und Rom. 1881 erwerben sie eine Sägerei in Siebenbürgen, im damaligen ungarischen Königreich. 1885 bauen sie eine Parkettfabrik in Bukarest. Die Expansion wird nötig, weil die Behörden in Obwalden keine weiteren Holzschläge mehr erlauben.

Die Aktivitäten in Siebenbürgen waren alles andere als einfach, auch wenn zahlreiche Landsleute dort mit Hand anlegten. Die technischen Anlagen mussten aus der Schweiz geschickt werden und die letzten Kilometer mit Hilfe von Ochsen zur Fabrik ins Dorf Grossești geschleppt werden, wo sich die Sägerei befand. Im dünn besiedelten Gebiet am Rande der Karpaten lebten verschiedene Volksgruppen: Rumänen, Ungaren, Zigeuner und Deutsche und die Zusammenarbeit mit ihnen muss nicht einfach gewesen sein. Auch das fremde Essen muss den Obwaldner Burschen wenig geschmeckt haben, so liess man mit der Zeit eine Köchin aus der Schweiz kommen. Sowohl Franz Josef Bucher als auch Josef Durrer waren öfter vor Ort, obwohl allein die Anreise eine Woche Zeit beanspruchte.

Bruno Durrer, der Urenkel von Josef Durrer, besitzt eine umfangreiche Autobiografie eines gewissen Robert Durrer, die dieser 1932 im Alter von 89 Jahren aufgeschrieben hat. Wer dieser Robert Durrer genau war, ist ungeklärt. Als junger Mann wollte er ursprünglich auswandern. Bucher überzeugte ihn dann aber für ihn zu arbeiten und so kam er zunächst als Küchenhilfe in ein Hotel in Genua, später nach Genf und danach nach Siebenbürgen, wo er bis zum Verkauf der Sägerei und der Fabrik in Budapest in den 1920er Jahren blieb und zuletzt deren Geschäftsleiter war.

Josef Durrer, der bei diesen Unternehmen federführend war, nahm mit der Expansion nach Osteuropa erhebliche Risiken in Kauf. Nicht alle Geschäfte gelangen. So kaufte er in Georgien von einem Fürsten namens Dadian einen Eichenwald. Später stellte sich heraus, dass der Wald gar nicht dem Fürsten selber gehörte, sondern dessen

Schwester. Der Schaden belief sich auf 600 000 Rubel, ungefähr eine Million Franken. Franz Josef Bucher reist nach Georgien und versucht auf dem Gerichtsweg etwas zu erreichen, einen Weg, den er oft wählte. Erfolg hatte er keinen. Das Geld war verloren.

1886 folgt eine Drahtseilbahn beim Bahnhof von Lugano. Danach geht es auf dem Bürgenstock weiter: Auf der einstigen Alp ist Platz genug für weitere Bauten und als die Strasse zu eng wird, beschliessen die beiden, auch hier eine Bahn zu bauen. Allerdings passt auch das nicht allen: Stammgäste befürchten, es könnte bald zuviel Rummel geben und melden ihre Bedenken an. Bei der Inspektion des Trassees verunfallt der älteste Sohn Buchers, Robert, tödlich. 1888 wird die Bahn jedoch eröffnet: Schon im ersten Betriebsjahr transportiert sie über 25 000 Personen. Die Bürgenstockbahn ist die erste rein elektrisch betriebene Standseilbahn. Weltweit war es erst die dritte Bahn mit dem vom Ingenieur Carl Roman Abt (1850–1933) entwickelten System mit nur einem einzigen Gleise und einer Ausweichstation in der Mitte, dies machte die bisherigen Doppelgleisanlagen überflüssig. Abt dürfte auch bei den anderen Bahnen von Bucher & Durrer die Hand im Spiel gehabt haben. Im gleichen Jahr wird auf dem Bürgenstock mit dem Park Hotel ein weiteres Hotel eröffnet, 1904 folgt das Hotel Palace.

Wer war Carl Roman Abt? – Er studierte 1869 bis 1872 am Eidgenössischen Polytechnikum, der heutigen ETH Zürich, Maschinenbau. Danach arbeitete er als Konstrukteur in der Zentralwerkstätte der Schweizerischen Centralbahn in Olten und ab 1879 in der Fabrik der internationalen Gesellschaft für Bergbahnen in Aarau. Dort traf er deren Leiter, den Ingenieur Niklaus Riggensbach (1817–1899). Bis 1881 war Abt als Kontrollingenieur im Eidgenössischen Eisenbahndepartement tätig, 1881 machte er sich selbständig. Riggensbach gilt als Erfinder einer Zahnstange für Zahnradbahnen, Carl Roman Abt hat das System modifiziert. Abt war beim Bau von insgesamt 72 Bergbahnen in der ganzen Welt beteiligt und es erscheint

naheliegend, dass auch Franz Josef Bucher und Josef Durrer seine Dienste in Anspruch nahmen.

Sägereien und Parkettböden, Hotels und Bergbahnen – das ist nun das Portfolio der Firma Bucher & Durrer. Bucher kümmert sich um die Hotels und Bahnen, Durrer um die Sägereien und Fabriken. Seilbahnen sind gefragt: 1890 bauen sie die Salvatorebahn in Lugano und im gleichen Jahr die Righi-Bahn in Genua, 1893 folgt die Stanserhornbahn in ihrer engeren Heimat. Wie es genau zu diesem Namen in Genua kam, ist ungeklärt. Klar ist hingegen, warum es den Buchstaben H braucht: Er dient der korrekten Aussprache im Italienischen. Zwei weitere Bahnen baut Bucher nach der definitiven zweiten Trennung: 1899 die Bahn zu den Reichenbach Fällen in Meiringen und 1900 die Bahn von Vevey auf den Mont-Pélerin. Ebenfalls nach der Trennung lässt er 1897 für Comtesse Tancrede de la Baume eine Kapelle auf dem Bürgenstock bauen. Die Gräfin pflegte jeweils den Sommer hier zu verbringen. 1954 werden in dieser Kapelle die Filmstars Audrey Hepburn und Mel Ferrer heiraten.

Spätestens an diesem Punkt fragt man sich: Wie konnten Franz Josef Bucher und Josef Durrer dieses riesige Programm in so kurzer Zeit bewältigen, teilweise weit von der Heimat entfernt? – Wir fragen den Urenkel von Josef Durrer, den Sarner Unternehmer Bruno Durrer. Er war bis zur Pensionierung im Parkettgeschäft tätig, heute ist er noch Präsident des Schweizer Parkettverbands: «Burschen aus Kägiswil haben die Unternehmungen in Siebenbürgen geleitet, Handwerker aus der Innerschweiz haben beim Bau der Hotels in Italien mitgearbeitet.» Was die Hotels angeht, so integriert Bucher schon früh seine Söhne. Josef Durrer hatte ein ausgesprochenes Flair für Technik und dürfte sich gut mit dem Luzerner Eisenbahningenieur Abt verstanden haben. Durrer hat für die Stanserhornbahn eine Zangenbremse entwickelt, effektiv und günstiger als die damals gängigen Zahnradbremsen, was dem äusserst sparsamen Bucher wiederum gefallen hat. Man erzählt,

Bucher sei immer auf die billigste Art, nämlich dritter Klasse, gereist und auch das nur, weil es keine vierte gegeben habe.

Trotz Erfolg und Reichtum bleiben Franz Josef Bucher und Josef Durrer so unterschiedlich wie zu Beginn. Das führt 1895 zur definitiven Trennung: Bucher erhält für den Bau eines Abschnittes des neuen elektrischen Trams in Genua eine Million Franken und lässt sich das Geld bar auszahlen. Mit den Notenbündeln posiert er vor seinem Haus in Kerns – im Hintergrund seine Frau mit verschränkten Armen und zwei seiner Kinder. Das Foto des ersten Obwaldner Millionärs geht durch die Presse. Mit seinem Kompagnon teilen will er aber nicht. Das bringt für Josef Durrer das Fass zum Überlaufen. Die beiden trennen sich und teilen das in einem Zirkular mit. Demnach kümmert sich Bucher fortan um die Hotels und Bahnen und Durrer um die Fabriken.

Dass Josef Durrer auch beim Bau des Genua-Trams und der Righi-Bahn in der italienischen Hafenstadt eine Rolle gespielt hat, liegt auf der Hand. Die Namen der beiden Geschäftspartner finden sich in den Gründungsdokumenten der Società di Ferrovie Elettriche e Funicolari von 1891 neben drei Söhnen von Bucher: Theodor, Friedrich und Kasimir. Bemerkenswert ist, dass der Name Bucher in Italien konsequent falsch, nämlich mit Umlaut als «Bücher», geschrieben wurde. Der Irrtum pflanzt sich bis in die Gegenwart fort und war bis vor kurzem auch in der italienischsprachigen Wikipedia zu finden.

Bucher hatte die Firma gegründet, um sie später mit Gewinn weiterverkaufen zu können. Die nun folgende Geschichte stützt sich auf einen Bericht, die Heinrich Ackermann, langjähriger Angestellter und Prokurist bei Bucher & Durrer seinem damaligen Chef Otto Durrer im Jahr 1920 erzählt hat und die uns dessen Sohn Bruno Durrer heute vermittelt.

Bei den Verkaufsverhandlungen mit einem ersten Interessenten soll es zu einem Zwischenfall gekommen sein: Zuerst

interessierte sich ein Konsortium von Genuesen für den Kauf, und deren Repräsentanten kamen für die Verhandlungen nach Kägiswil. Nach langfädigem Palaver und ewigen Diskussionen, explodierte der immer ungeduldige Bucher und er sagte im Obwaldner Dialekt: «Läckid miär doch am Arsch!» Leider verstand einer der Italiener ein wenig Deutsch und begriff diese Aussage. Worauf die Verhandlungen abgebrochen wurden, und die Italiener abreisten. In einem zweiten Anlauf konnte Bucher den Verkauf dann doch noch tätigen, diesmal mit einer englisch-italienischen Gruppe. Der Verkaufspreis belief sich auf eine Million Schweizerfranken. Die offizielle Übergabe, wie auch die Bezahlung sollte vor Ort, das heisst in Genua, stattfinden. Bucher nahm, in Anbetracht der doch beträchtlichen Summe des Geldes, einen jungen zwanzigjährigen, stämmigen und starken Bauernburschen aus Kägiswil mit nach Genua. Nach Abnahme des Werkes durch die Käufer erhielt Bucher eine Million Franken bar in Noten ausgehändigt. Mit diesem Geld und zusammen mit dem Bauernburschen fuhr er mit der Eisenbahn, wie üblich dritter Klasse, nach Luzern zurück. Der Eisenbahnwagen war mit Kerzen schlecht beleuchtet, und Bucher, eingewickelt in seine bekannte grosse schwarze Pelerine, schlief während der ganzen Reise sehr unruhig. Der Bursche durfte auf Geheiss von Bucher keinesfalls einschlafen, sondern hatte gut aufzupassen. In Luzern gegen Abend angekommen, liess Bucher ein Dampfschiff einheizen, da kein Zug mehr nach Sarnen/Kägiswil fuhr. Er telegrafierte nach Kägiswil, man solle ihn und den Bauernburschen in Alpnachstad mit der Kutsche abholen.

Was den Firmennamen angeht, so greift Bucher nach der Trennung in die Trickkiste: Seine neue Firma heisst künftig Bucher-Durrer und nicht mehr Bucher & Durrer. Er kann das tun, weil seine Frau eine geborene Durrer ist. Die Trennung hindert die ehemaligen Geschäftspartner aber nicht daran im Jahr 1904 für ein Foto auf dem Stanserhorn gemeinsam zu posieren. So haben es die beiden auch in besseren Zeiten gehalten: Sie stritten lauthals vor Gericht und gingen danach miteinander essen, so erzählt die Legende.

Überhaupt ist es nicht immer einfach, Dichtung und Wahrheit auseinanderzuhalten. Viele Obwaldner haben Vorfahren, die irgendeinmal für die beiden Pioniere gearbeitet haben und Geschichten über die zwei erzählen. Bucher zum Beispiel soll nur gerade ein einziges italienisches Wort gekannt haben: Subito!

1905, ein Jahr vor seinem Tod, setzt Franz Josef Bucher mit dem Bau des Hammetschwandliftes auf dem Bürgenstock noch einen drauf: Es wird der höchste freistehende Lift der Welt und eine weitere Pionierleistung, gebaut von der Firma Löhle & Cie. in Kloten, die spezialisiert auf Brücken- und Stahlbauten war. Und gleichzeitig eröffnet er einen Wanderweg in der steilen Nordwand: Den Felsenweg. Auch das wiederum eine Pioniertat: italienische Mineure sprengten, teilweise unter Lebensgefahr, den Weg in den Fels. Hotelkönig Bucher macht nach der Trennung weiter mit Hotels in Basel, Lugano, Mailand, Kairo und in Luzern entsteht ein neuer Prachtbau: Das Hotel Palace.

Franz Josef Bucher stirbt am 6. Oktober 1906 in Kairo, einen Tag vor der Eröffnung des Hotels Semiramis in Kairo, das er mit 500 Handwerkern aus der Heimat hat bauen lassen. Josef Durrer stirbt am 26. April 1919 in Sarnen. Nach dem Tod von Bucher zerstritten sich dessen Söhne, der erste Weltkrieg brachte das Geschäft und damit auch den Tourismus auf dem Bürgenstock zum Erliegen. 1925 kaufte der Unternehmer Friedrich Frey-Fürst (1882–1953) die ganze Anlage und investierte massiv. Nach seinem Tod übernahm Sohn Fritz Frey und machte das Hotel wieder zu einem Hotspot der Reichen.

Spätestens in den 1980er Jahren ist klar, der Sanierungsbedarf ist riesig und übersteigt die Möglichkeiten der Familie Frey. Sie verkaufen die Anlage – die am Schluss ein Fonds aus Katar übernimmt. 2018 wird das neue Ressort eröffnet: Schulreisen und Wandergruppen kommen nicht mehr, 90 Franken kostet die Fahrt ab Luzern mit dem Katamaran und der renovierten Bahn hin und zurück, für die sechsminütige einfache Fahrt mit der Bahn sind es 25 Franken.

Die Schweiz in der zweiten Hälfte des 19. Jahrhunderts.

Die Wirkungszeit von Franz Josef Bucher und Josef Durrer fällt in die zweite Hälfte des 19. Jahrhunderts. In dieser Zeit strebte die Schweiz auf den Höhepunkt der Industrialisierung zu und erlebte eine tiefgreifende Transformation auf politischer, wirtschaftlicher und sozialer Ebene.

Politische Ebene — Nach der Gründung des Bundesstaates und der Verfassung von 1848 wurde die Bundesverfassung bereits 1874 revidiert und mit der Einführung des fakultativen Referendums wurden die demokratischen Rechte ausgebaut. Unter dem Eindruck der Schlacht von Solferino von 1859 gründet der Genfer Henri Dunant im Jahr 1863 das Rote Kreuz und legte damit den Grundstein für die humanitäre Tradition der Schweiz.

Wirtschaft — Die Industrialisierung nahm an Fahrt auf, schon 1855 wurde die ETH Zürich gegründet, 1874 das Technikum Winterthur – Schulen wie diese sollten Fachkräfte für die junge Industrie ausbilden. Zentral war der Ausbau der Eisenbahn, zunächst über private Bahnen, nach der Gründung der Schweizerischen Bundesbahnen SBB im Jahr 1898 dann mit vereinten Kräften. Ein Meilenstein war die Eröffnung des Gotthardtunnels im Jahr 1882, eine zentrale Rolle dabei spielten der Bankier Alfred Escher (1819–1882) und der Ingenieur Louis Favre (1826–1879). Unternehmen wie Sulzer, Escher Wyss, Rieter oder die Schweizerische Lokomotiv- und Maschinenfabrik SLM lieferten Maschinen in die ganze Welt.

Eine besondere Rolle spielte der Ausbau der Bergbahnen, einer Entwicklung, bei der auch Bucher & Durrer partizipierten. Die Vitznau-Bahn wurde im Jahr 1871 eröffnet und fuhr mit Dampf auf die Rigi. Sie gilt als die erste Bergbahn Europas, konstruiert von den Ingenieuren Niklaus Riggenbach (1818–1899), Ferdinand Adolf Naef (1809–1899) und Olivier Zschokke (1826–1898). Es folgten in kurzer Zeit zahlreiche weitere Bahnen, so etwa die vom Zürcher Oberländer Textilindustriellen Adolf Guyer Zeller (1839–1899) konzipierte Jungfraubahn, deren erster Abschnitt im Jahr 1898 eröffnet wurde, vollendet wurde sie allerdings erst nach dem Tod von Guyer-Zeller im Jahr 1912. Im Kanton Graubünden macht der Ausbau der Rhätischen Bahnen Fortschritte und schafft neue Perspektiven für den Tourismus.

Tourismus — Die zweite Hälfte des 19. Jahrhunderts war auch das goldene Zeitalter des Alpinismus. Dem Briten Edward Whymper (1840–1911) gelingt 1865 die Erstbesteigung des Matterhorns. Für die britische Oberschicht gehört es immer mehr zum guten Ton, in den Schweizer Bergen Urlaub zu verbringen und sie blieben oft Wochen oder sogar Monate in der Bergwelt. Davon profitierte wiederum die Hotellerie und dazu gehörten auch die Bürgenstock Hotels!

Eine ähnliche Entwicklung wie der Bürgenstock erlebte der Kurort Bad Ragaz, Triebfeder war der Architekt und Unternehmer Bernhard Simon (1816–1900), der zuvor mit Bauten in St. Petersburg sein Vermögen gemacht hatte. Er kam um 1852 aus Russland zurück und wurde schnell zu einem bedeutenden Bauunternehmer in der Ostschweiz, namentlich in St. Gallen, wo er 1859 bis 1862 Wohnhäuser und das Postgebäude erstellte. Ab 1864 widmete er sich ganz seinem Projekt eines Kurhotels in Bad Ragaz mit dem Luxushotel «Quellenhof» im Zentrum und weiteren Bauten wie Kursaal, Thermalschwimmbad und Parkanlagen.

Die soziale Frage — Der industrielle Aufschwung in den Zentren und die Erschliessung in den Alpen lockte Tausende von Arbeiterinnen und Arbeitern in die Städte und in die Hotelanlagen, wo sie oft unter katastrophalen Bedingungen arbeiteten. Die schlimmsten Auswüchse wie die Kinderarbeit konnten durch das Fabrikgesetz von 1877 eingedämmt werden, nachdem die neue Bundesverfassung von 1874 dem Bund die gesetzgeberischen Kompetenzen übertragen hatte.

Von der Industrialisierung profitierte lange nicht die gesamte Bevölkerung. Armut und Hunger waren namentlich in ländliche Gebieten immer noch weit verbreitet. Für viele blieb als letzte Option die Auswanderung nach Nord- und Südamerika oder nach Russland. Dass es Franz Josef Bucher und Josef Durrer vor diesem Hintergrund nicht schwerfiel, Handwerker für die Hotelbauten oder ihre Fabriken in Rumänien zu finden, erstaunt deshalb nicht.

In der Liste der Persönlichkeiten fehlen die Frauen. Die Gesellschaft wies ihnen die Rolle der Dienerin zu und es sollte noch einmal Jahrzehnte dauern, bis sich dies ändern würde. Franz Josef Bucher und Josef Durrer waren zur richtigen Zeit am richtigen Ort: Sie hatten keine höhere Bildung aber ein sicheres Gespür, sie nahmen jede Chance wahr, die sich ihnen bot und liessen sich auch von Misserfolgen nicht beeindrucken. Eine Portion Glück und Gottvertrauen dürfte beiden auch geholfen haben.

Dieser Text erschien in einer kürzeren Version am 24. Mai 2024 in der Neuen Zürcher Zeitung.

Die Genua-Geschichte war am 22. Februar 2024 im Blog des Schweizerischen Landesmuseums zu lesen. <https://blog.nationalmuseum.ch/2024/02/rhigi-bahn-genua/>.

Der Text mit zusätzlichen Bildern ist im Sternenzaeger-Blog zu finden:

<https://www.sternenjaeger.ch/mythos-buergenstock/>

Das Bild zeigt das letzte gemeinsame Bild von Josef Durrer (links) und Franz Bucher (rechts) bei einem Mittagessen auf dem Stanserhorn im Jahr 1904. Da waren die beiden aber längst getrennt, posierten aber für ein gemeinsames Foto. Bucher starb wenig später schon 1906. Bild Staatsarchiv Obwalden.

Opium, Teppiche, Seide:



im Iran

Der Winterthurer Philipp Ziegler gehörte zu den ersten Exporteuren von Teppichen aus Persien und gründete dort eine eigene Manufaktur. Ziegler-Teppiche sind in der Welt der Orientteppiche heute noch ein Begriff.

Wer heute nach Ziegler-Teppichen sucht wird schnell fündig – es handelt sich dabei um Perserteppiche in einem ganz besonderen Stil, der Ende des 19. Jahrhunderts entwickelt wurde. Es sind Orientteppiche mit einfachen Mustern. «Sie sind weniger komplex und hatten häufig andere Dimensionen als die traditionellen Perserteppiche, sodass sie in europäische Häuser passten», sagt Axel Langer, der Iran-Spezialist des Museums Rietberg, das sich auf aussereuropäische Kunst und Kulturen spezialisiert hat. Es sind Dessins, die für den europäischen und amerikanischen Markt entwickelt wurden und den Vorstellungen der westlichen Zeitgenossen entsprachen. Der Begriff sei heute in der Fachwelt noch geläufig, einem breiteren Publikum aber unbekannt, sagt der Horgener Orientteppich-Spezialist Hans Rudolf Sieber.

Die ungewöhnliche Geschichte der Ziegler-Teppiche geht zurück auf den Winterthurer Kaufmann Johann Philipp Ziegler (1833–1880). Er wanderte 1855 nach Manchester aus und gründete dort die Firma Ziegler & Cie. Import/Export. Protektionistische Massnahmen in den Nachbarländern machten es für Schweizer Kaufleute im 19. Jahrhundert schwierig in Europa tätig zu sein. Eine Niederlassung in England war für Schweizer Kaufleute ein grosser Vorteil, denn von hier aus hatten sie Zugriff auf alle Märkte; mit England hatte die Schweiz 1855 einen Handels- und Niederlassungsvertrag geschlossen. Der Handel mit den Nachbarländern der Schweiz normalisierte sich erst am Ende des 19. Jahrhunderts. Diese Situation führte auch dazu, dass sich die Schweizer schon sehr früh für Kunden ausserhalb Europas zu interessieren begannen.

Die Schweiz hatte einiges zu bieten, dazu zählten neben Produkten der Maschinenindustrie unter anderem auch bedruckte

Baumwollstoffe, sogenannte Indiennes. Sie waren billig und liessen sich im Ausland leicht verkaufen. Persien war als Absatzland hochinteressant für die Schweiz, denn der dortige Textilsektor war zu jener Zeit noch nicht industrialisiert. Ziegler war in das Netzwerk des Schweizer Baumwollexportes eingebunden und war zusammen mit dem Winterthurer Handelshaus Volkart und weiteren Kaufleuten Mitglied des Konsortiums «Bombay III», das gemeinsam Baumwolle auf dem Weltmarkt beschaffte. Beahlt wurde nicht mit Geld, sondern mit Waren, darunter Seide, Opium und Teppichen. Opium? Kurator Axel Langer: «Opium war ein Handelsgut».

Dass Ziegler gerade im Iran Fuss fassen konnte, ist fast einem Zufall zu verdanken: Der Kaufmann aus Winterthur erhielt im Jahr 1867 den Auftrag, die konkursite Exportfirma Dinner & Hanhart in Täbris zu liquidieren. So fand er Zugang zu diesem aus damaliger Sicht exotischen Geschäftsgebiet und lernte nebenbei den Landsmann Emil Alpiger (1841–1905) kennen. Alpiger stammte aus Gams im St. Galler Rheintal und hatte lange Jahre bei dieser Firma gearbeitet. Er sollte der neue Geschäftsführer der Ziegler-Niederlassung werden.

Ziegler erkannte sehr schnell Qualität und Wert der Tauschgüter aus Persien. Der Orient stand bei den Zeitgenossen hoch im Kurs und Güter aus dem Orient stiessen an den Weltausstellungen 1873 in Wien und 1878 in Paris auf grosses Interesse. Axel Langer: «An der Weltausstellung von 1851 in London waren erstmals Orientteppiche zu sehen. Der Architekt Gottfried Semper (1803–1878) – er stammte selber aus einer Familie von Textilfabrikanten – äusserte sich enthusiastisch über die hohe Qualität der Musterung».

Ziegler liess sich zunächst in Täbris nieder und gründete in verschiedenen Städten des Landes Agenturen für den Verkauf von Schweizer Baumwollprodukten. Er erkannte schnell die hohe Qualität der geknüpften persischen Teppiche und entschied sich, damit nicht nur zu handeln, sondern solche Teppiche auch selbst produzieren zu lassen. Als Standort für die Produktion

wählte er das erst 1808 gegründete Sultanabad (heute Arak). In der Stadt selbst gab es zu jener Zeit noch wenig Produzenten, sie fanden sich mehr in den Dörfern im Umland. Ziegler beauftragte den Schweizer Landsmann Emil Alpiger, dieses Geschäft zu übernehmen. Zu Beginn seiner Tätigkeit waren in der Stadt gerade mal 40 Webstühle in Betrieb, 1894 waren es 1200, nochmals 300 kamen aus dem Umland dazu. Es ging den Europäern allerdings nicht um die Entwicklung des Landes und die Arbeitsbedingungen müssen erbärmlich gewesen sein, hält Kurator Langer fest.

Emil Alpiger war ein vielseitiger und weit gereister Zeitgenosse mit einem Hang zum Abenteuerum. Er interessierte sich auch für die Seidenproduktion. Zu seiner Zeit war die europäische Seidenproduktion in einer grossen Krise. Schuld daran war ein Parasit, der die Zucht von Seidenraupen verunmöglichte. Um die Seidenproduktion am Laufen zu halten, mussten nicht kontaminierte Seidenraupen-Eier importiert werden. Alpiger besorgte zunächst solche Eier im Iran, später dann in Japan. Daneben engagierte er sich als Sammler – sein Interesse galt neben den Textilien auch der Keramik, Waffen und Fotos. Von seiner Sammlung sind die Textilien und die Fotografien erhalten, ein Teil davon wird im Rietberg Museum in Zürich aufbewahrt. 2018/20 zeigte das Museum die Textilien aus der Sammlung Alpiger in der Schau «Farbe bekennen», 2024 waren die Fotos im Zentrum der Ausstellung «Iran – Portrait eines Landes». Zu sehen waren die Fotos des Fotografen Antoin Sevruguin (1851–1933), die Alpiger gesammelt hatte. «Er fand rasch den Draht zu den Leuten», berichtet Kurator Axel Langer. Dabei konnte er auch schon mal handgreiflich werden und seiner Botschaft mit einem Stock Nachachtung verschaffen. So geschehen im Jahr 1865 im japanischen Yokohama, wobei der Zwischenfall ein diplomatisches Nachspiel hatte. Alpiger wurde zu einer Busse verknurrt.

Über Johann Philipp Ziegler sind sehr viel weniger Einzelheiten bekannt: Geboren 1833, gestorben 1880. Er wurde nur gerade 47

Jahre alt. Er war der Sohn von Jakob Ziegler (1798–1882), der von Beruf Chirurg war. Die Mutter hiess Louise Sulzer (1803–1883) und war die Tochter von Johann Heinrich Sulzer (1765–1823) und Magdalena Ziegler (1770–1809). Johann Philipp Ziegler gehörte der Oberschicht an und hat schon in jungen Jahren sein Glück im Ausland gesucht.

Philipp Zieger war mit der Waadtländerin Blanka Pellis (1838–1867) verheiratet. 1861 wurde ihre Tochter Blanka Louise geboren, sie war nicht am Geschäft beteiligt. Nach dem Tod des Gründers 1880 übernahm Sohn der 1863 geborene Sohn Theodor Philipp das Geschäft. Die Aktivitäten von Ziegler & Cie. gingen bis 1932 weiter, danach übernahmen andere Firmen den Platz von Ziegler & Cie.

Inwiefern sind die Aktivitäten des Hauses Ziegler den kolonialen Handelsaktivitäten zuzuordnen? Haben diese Aktivitäten zur Ausbeutung eines Landes oder einer Region, ihrer Menschen und ihren Ressourcen beigetragen? Ein Sonderfall war der Teppichhandel gewiss nicht – er lässt sich in die Schweizer Handelsaktivitäten des 19. Jahrhunderts einreihen, ganz ähnlich wie die weitaus bedeutenderen Aktivitäten des Winterthurer Handelshauses Gebrüder Volkart, das vor allem in Indien aktiv war. Persien-Kenner Axel Langer winkt ab. «Iran war in einem Modernisierungsprozess, aber noch stark von feudalen Strukturen geprägt». Der Schah Nasreddin (1831–1896) hatte drei Reisen nach Europa unternommen und wollte die Modernisierung des Landes beschleunigen. Er legte wichtige Teil der modernen Infrastruktur am Ende des 19. Jahrhunderts in westliche Hände. Dazu zählte zum Beispiel das Telegrafennetz, das durch britische Firmen betrieben wurde. Iran lag auf dem Weg nach Indien und die Telegrafenkabel mussten durch das Land hindurch, was die iranische Oberschicht zu ihren Gunsten auszunutzen verstand. Die Eisenbahn wurde durch ein belgisches Unternehmen gebaut. Das war im 19. Jahrhundert nichts Ungewöhnliches. Auch Deutschland kaufte die ersten Lokomotiven in England.

Die Schweiz spielte bei den Exporten aus Persien eine weit grössere Rolle, als man es vermuten könnte: Noch in den 1960er Jahren war die Schweiz weltweit nach Grossbritannien der zweitgrösste Exporteur von Perserteppichen aus dem Iran. Der Handel mit Orientteppichen war seit dem 19. Jahrhundert ein Wirtschaftsfaktor für das Land geworden. 1910 arbeiteten in Persien 60 000 Menschen in der Teppichproduktion, das ist die Hälfte aller Beschäftigten im industriellen Sektor des Landes.

Die Gewinne waren steigend und verschafften dem Land Devisen, die wiederum für Importe verwendet werden konnten. Die Motivation dahinter war allerdings nicht eine altruistische, es ging nicht um die Entwicklung des Landes, sondern um die Optimierung der Gewinne der beteiligten Firmen, hält der Kunsthistoriker Axel Langer fest. Die Gewinnspannen waren beträchtlich: Die Produktionskosten der Teppiche betrugen 1894 ungefähr ein Fünftel des Verkaufspreises. Wäre der Teppich in Europa produziert worden, so wären diese Zahlen wesentlich anders ausgefallen, schreibt Axel Langer. Vor dem Erdöl waren Orientteppiche ein wichtiges Exportgut. Erdöl wurde in Iran erst im Jahr 1908 gefunden.

Eine weitere Folgerung drängt sich auf: Die Firma Ziegler war nicht einfach nur erfolgreich, weil der europäische und amerikanische Markt die Perserteppiche mochte und der Firma ein traumhaftes Wachstum ermöglichte. Firmenchef Ziegler und seine Leute wussten, welche Arten von Teppichen in Europa gefragt waren. So waren sie in der Lage mehr und mehr den Geschmack ihrer Kunden zu treffen und entwickelten einen eigenen Stil. Natürlich wurde dabei nicht der Perserteppich neu erfunden, aber man bediente sich aus dem grossen Vorrat von Mustern und Farben und wählte jene Mischung aus, die bei den Kunden ankam. Trotzdem: Der Westen schuf sich damit ein Bild des fernen Orients, das ihm passte.

Emil Alpiger (mit Zwicker), der Geschäftsführer der Ziegler-Niederlassung in Sultanabad.
Philipp Ziegler jun., Sohn des Firmengründers, ist sitzend zweiter von rechts, 1895.
Bild: Sammlung Emil Alpiger, Museum Rietberg.

Zum Geburtstag



ein Cervelatsalat

Im Hochschullager Winterthur konnten internierte polnische Soldaten im Zweiten Weltkrieg ihre Ausbildung fortsetzen. Spuren davon finden sich heute noch in der Stadt – und vielleicht haben sogar die beiden geheimnisvollen Sandstein-Reliefs im Tösstal etwas mit dem Lager zu tun.

Drei Denkmäler und Gedenktafeln in Winterthur erinnern an diese Zeit: Auf dem Friedhof Rosenberg ist eine Gedenkstätte für die acht polnischen Internierten, die damals in Winterthur gestorben sind, und in der Herz Jesu-Kirche am unteren Deutweg sowie am Gewerbemuseum sind Gedenktafeln angebracht. Auf der dunklen und schwer lesbaren Bronzetafel beim Gewerbemuseum heisst es: «Der gastfreundlichen Stadt Winterthur. Die internierten polnischen Studenten. Miastu Winterthur. Studenci Polaci.»

Gleich nebenan in der Sammlung Winterthur finden wir die Gedenkschrift des Winterthurer Stadtrats aus dem Jahr 1946. Demnach sind auf der Gedenktafel Wappen der polnischen Provinzen und Embleme der Wissenschaften, die die Internierten hier studiert hatten, abgebildet. Die Tafel wurde von den Studierenden selbst gestaltet und am 20. Juni 1946 feierlich der Stadt übergeben. Am 8. Mai war der Zweite Weltkrieg mit Kapitulation der deutschen Wehrmacht zu Ende gegangen, die Studierenden durften bis Mitte Sommer 1946 bleiben, um ihre Studien zu Ende zu führen.

Seit dem Sommer 1940 befanden sich 12'000 polnische Internierte in der Schweiz. Als Mitglieder der polnischen Exilarmee waren sie im Sundgau von der deutschen Wehrmacht eingekesselt worden und hatten in der Schweiz Zuflucht gefunden. Bald tauchte die Idee auf, den jüngeren unter ihnen die Fortsetzung ihrer unterbrochenen Ausbildung anzubieten. So entstanden drei Hochschullager in Freiburg, Herisau und Winterthur. Am 31. Oktober ging es in Winterthur mit 240 Studenten los. Die Zahlen fluktuierten während des Krieges, aus Wetzikon, wo sich ein Gymnasiallager befand, stiessen neue Studenten dazu, andere brachen ihr Studium ab.

Nicht wenige machten sich auch aus dem Staub, um sich wieder den kämpfenden Soldaten anzuschliessen. Insgesamt wurden in Winterthur während des Krieges rund 500 Studenten betreut.

Zunächst fand der Unterricht in verschiedenen Räumen statt, unter anderem im alten Chemiegebäude des Technikums, im Kantons-spital, im Rathaus und in der Stadtbibliothek. Das Rektorat war im Gewerbemuseum untergebracht. Später durften die Studenten nach Zürich reisen und an der ETH und der Universität dort Kurse besuchen: Architektur, Bauingenieurwesen, Maschineningenieurwesen, Elektrotechnik, Chemie, Land- und Forstwirtschaft, Veterinärmedizin, Pädagogik, Jura und weitere Fachrichtungen.

Die Zeugen von damals sind alle tot. 2012 hat die Winterthurer Gymnasiastin Meta-Lina Spohn eine umfangreiche Matura-Arbeit zu diesem Thema geschrieben, die auch ausgezeichnet wurde. Sie konnte damals noch mit Zeitzeugen reden. Die Autorin Marie-Isabelle Bill hat im Auftrag der Interessengemeinschaft der Nachkommen internierter Polen in der Schweiz geforscht und 2020 ein Buch über sie herausgegeben. Dabei konnte sie unter anderem Edward Królak befragen, der damals in Winterthur studiert hat, er starb erst 2020 im Alter von 100 Jahren:

«Es hiess zwar Lager, Hochschullager aber im Gegensatz zu unseren Kameraden in den Barackenlagern wurde jeder von uns in einem Privatzimmer bei einer Schweizer Familie untergebracht. In Winterthur gab es eher weniger zu essen, deshalb ging ich ab und zu zum örtlichen Frauenverein. Da bekam ich für fünfzig Rappen eine feine Röstli. Anfangs hatte ich ein Zimmer in der Winterthurer Altstadt. Die Dame des Hauses war eine Berner Köchin, die es wirklich sehr gut mit uns meinte. Manchmal, wenn ich nach dem Mittagessen ins Zimmer kam, stand auf meinem Tisch ein Teller Suppe. Und zum Geburtstag bekam ich einen Cervelatsalat mit Brot. Das war einfach himmlisch. Überhaupt waren uns die meisten Schweizer wohlgesinnt. Ein Coiffeur verlangte von uns Polen nur fünfzig Rappen für einen Haarschnitt, auch ein Kinobesuch kostete nur 50 Rappen...»

Ein wichtiges Thema war die Freizeitgestaltung. Musik, Literatur und Kunst waren beliebt, eine Lagerzeitung wurde gedruckt. Ein zeitgenössisches Foto zeigt polnische Internierte beim Schachspiel in einer Soldatenstube, die sich im Haus zum Silbernen Winkel an der Ecke Marktgasse/Oberer Graben befand. Der Gottesdienstbesuch am Sonntag in der katholischen Herz-Jesu Kirche war obligatorisch. Auch militärische Studien wurden unternommen, selbst wenn das offiziell nicht erlaubt war.

Das Leben in Winterthur war für die internierten Polen nicht spannungsfrei. Neben Solidarität gab es auch Neid und Missgunst von Seiten der lokalen Bevölkerung. Natürlich ergaben sich Kontakte zwischen polnischen Männern und schweizerischen Frauen. Schon 1941 meldete die Stadtpolizei Winterthur zehn Verlobungen und vier Schwangerschaften. Am 1. November 1941 wurde der berühmte «Orange Befehl» erlassen, gedruckt auf orangem Papier (daher der Name), der private Kontakte, Liebesbeziehungen und Ehen ausdrücklich verbot – mit wenig Erfolg, wie wir heute wissen. Edward Królak hat hier seine spätere Frau kennengelernt, sie war seine Nachbarin an der Wasserfuristrasse in Winterthur-Töss. Trotz des amtlichen Verbots fanden Paare zueinander, Kinder wurden gezeugt, mit und ohne Trauschein, mehrere Hundert polnisch-schweizerische Familien entstanden. Bei der Heirat mit einem Ausländer verloren Schweizerinnen ihr Bürgerrecht, und so lag vor den Paaren eine ungewisse Zukunft. Sie mussten ausreisen, suchten ihr Glück in Frankreich, England, Polen oder Übersee, einige kehrten später in die Schweiz zurück. Der Verlust des Bürgerrechts war eine einschneidende Massnahme, die anfangs der 1950er Jahre wieder korrigiert wurde, die betroffenen Frauen erhielten das Schweizer Bürgerrecht ab 1953 auf Anfrage wieder zurück.

Zeugnisse aus der Zeit der Internierung gibt es auch im Tösstal. So erinnern zwei Gedenktafeln an der Kirche von Bauma an die französischen und englischen Internierten. Französische Internierte haben 1940 beim Schulhaus Hirsgarten in Rikon

gearbeitet und bei der Pflasterung mit farbigen Steinen das Schweizerwappen und das Wappen der Gemeinde Zell ausgelegt, begleitet von der Inschrift: «Depôt de Guerre C.H.R. 1940». Bei der Renovation des Schulhauses 2017 wurde ihr Mosaik rekonstruiert.

Eine Überraschung wartet im Wald bei Sennhof und Rikon: Zwei grosse Reliefs, die in den Sandstein gehauen sind. Das erste befindet sich oberhalb des Radwegs nach der Brücke von Sennhof auf dem Gemeindegebiet von Kyburg-Effretikon. Es ist etwa 1.5 Meter gross und stellt die Rückansicht eines Arbeiters dar. Hedy Jucker, einst Wirtin im Restaurant Frohsinn in Kollbrunn, sagt, die Figur sei mit Sicherheit von polnischen Internierten gestaltet worden. Und sie kennt auch eine weitere Skulptur. Sie liegt an einem steilen Wanderweg zwischen dem Schiesstand von Rikon und dem Weiler Dettenried auf dem Gemeindegebiet von Weisslingen. Das Relief zeigt den das Profil eines Mannes mit eigenwilliger Kopfbedeckung sowie fremdartig wirkende Häuserformen. Wir zeigen eine Fotografie dem polnisch-schweizerischen Bildhauer Romuald Polachowski, er ist selbst Kind eines polnischen Internierten. Für ihn ist sofort klar: Der Mann muss aus Zakopane im polnischen Tatra Gebirge stammen und auch die Häuser seien mit Sicherheit von dort.

Trotz intensiver Nachforschungen finden wir nirgends etwas Schriftliches zu diesen stummen Zeugen. Auch bei der kantonalen Denkmalpflege weiss man nichts, die Antwort lässt uns aber aufhorchen: «Wir stufen die Zeugen zu den polnischen Internierten aus dem Zweiten Weltkrieg als wichtig ein. Sie sind wohl eine der wenigen materiellen Hinterlassenschaften, die an den Umgang der Schweiz mit den Internierten erinnern. Es ist uns im Moment nicht klar, wie wir mit dieser Art von historischen Spuren umgehen können, zumal wir wenig darüber wissen.» Dies teilt uns Jan Capol, Ressortleiter Inventarisierung bei der Kantonalen Denkmalpflege Zürich, mit.

Wer hat die Figuren aus dem Sandstein gehauen? Könnte es sein, dass die polnischen Studenten aus Winterthur in ihrer Freizeit neben freien bildhauerischen Arbeiten auch diese Reliefs geschaffen haben? Wir wissen es nicht. Aber es wäre naheliegend.

Nach Erscheinen des Artikels im Winterthurer Landbote meldet sich ein Leser: Er wisse, wer das Relief im Tösstal geschaffen habe, dies habe ihm sein Firmgötti erzählt. Es habe sich um einen Auswanderer gehandelt, der vor seiner Abreise Spuren in seiner Heimat hinterlassen wollte. Ob diese Version stimmt, liess sich nicht überprüfen.

Die Schweiz – ein sicherer Hafen

Während des Zweiten Weltkriegs sind mehr als 100'000 Soldaten aus fremden Armeen in der Schweiz untergekommen, wenn auch nicht alle zur gleichen Zeit. Die grösste Gruppe waren 30'000 Franzosen, die gemeinsam mit 12'500 Polen im Juni 1940 bei Goumois im Jura die Schweizer Grenze überschritten. Sie wurden nach den Regeln des Haager Abkommens behandelt, das heisst entwaffnet, in Lagern untergebracht und zur Arbeit verpflichtet. Später kamen Engländer, Italiener und sogar Russen und Deutsche. Bei ihnen handelte es sich in der Regel um geflüchtete Kriegsgefangene, Kriegsdienstverweigerer oder Deserteure. Für die Betreuung der Internierten war das 1940 gegründete Kommissariat für Internierung und Hospitalisierung EKIH zuständig; sein 750 Seiten starker Schlussbericht ist beim Bundesarchiv online zugänglich. Die meisten Internierten blieben nur vorübergehend hier, die polnischen Internierten aber während des gesamten Krieges.

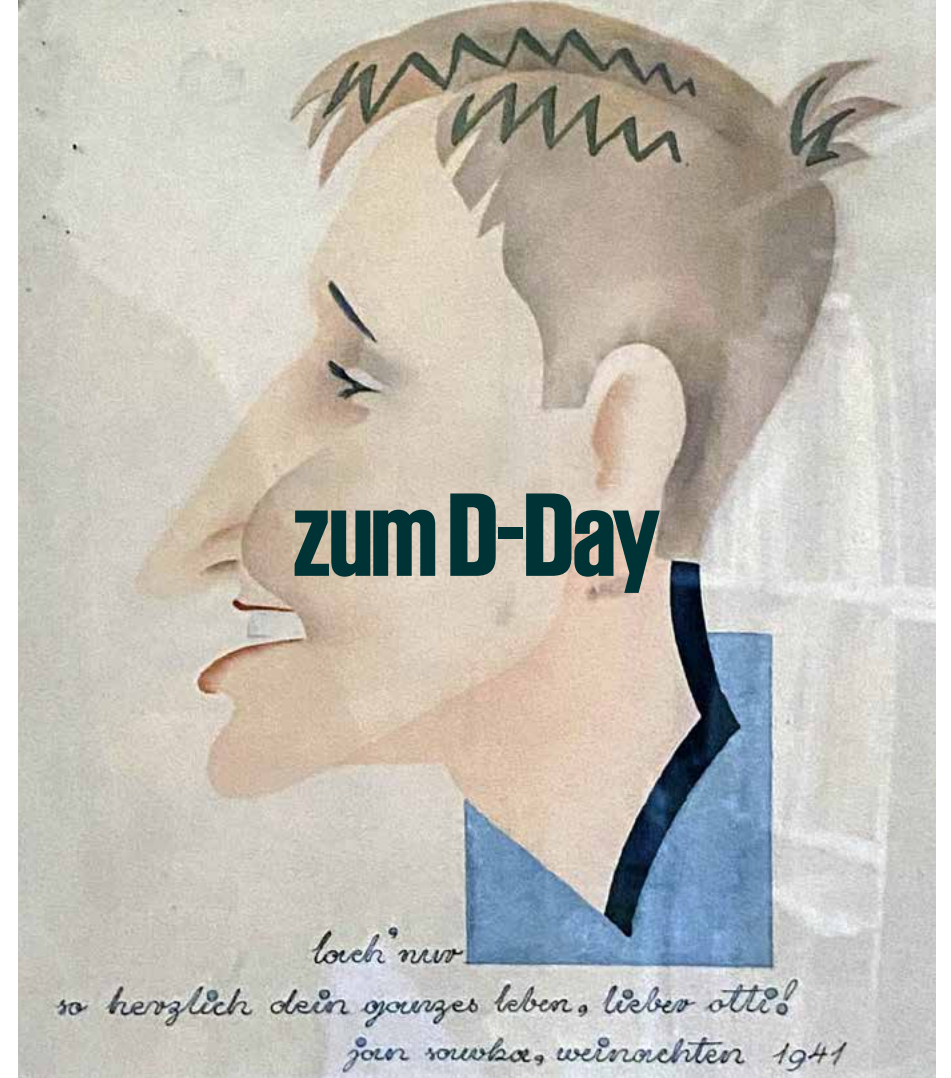
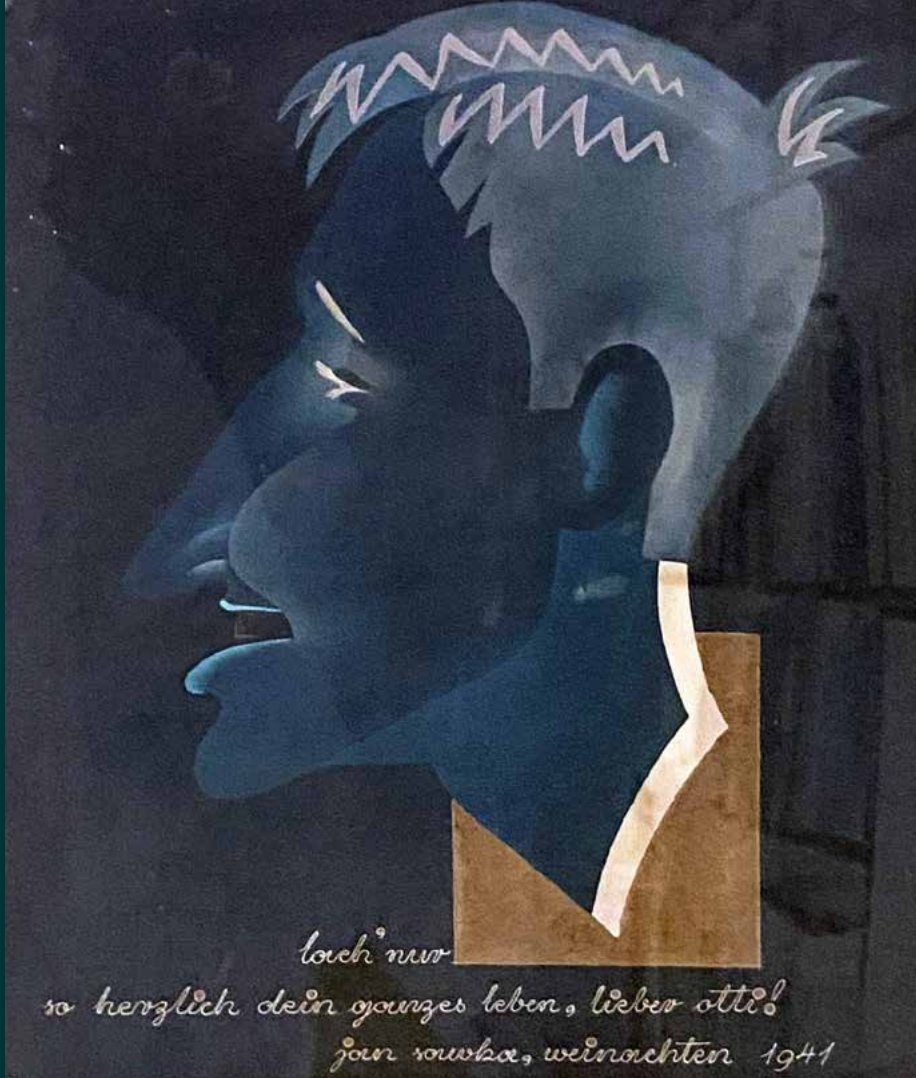
Erstmals erschienen im Winterthurer Landbote am 18. Februar 2021. Die Geschichte der Sandsteinreliefs im Tösstal erschien erstmals am 27. August 2021 im Blog des Schweizerischen Nationalmuseums.

<https://blog.nationalmuseum.ch/2021/08/internierte-im-toesstal/>.

Das Bild zeigt Polnische Soldaten in Uniform beim Besuch einer Vorlesung in Winterthur.

Foto: Leszek Bialy, Sammlung Winterthur

Von Winterthur



in die Normandie

Der polnische Architekt Jan Sawka war seit 1940 in Winterthur interniert. 1944 verschwand er über Nacht, um mit den Alliierten am D-Day zu kämpfen.

Otto Lüscher, 1928 geboren, ist schon eine geraume Zeit im Ruhestand. 1954 bis 1988 arbeitete er als Ingenieur für Sulzer und war Konstruktionschef in der Abteilung Kernenergie. Wir treffen ihn an seinem Wohnort und er erzählt uns eine fast unglaubliche Geschichte. Als die polnischen Internierten 1940 nach Winterthur kamen, war er 12jährig – und hellwach, wie wir im Gespräch feststellen. Die Familie lebte an der St. Gallerstrasse, im selben Haus wohnt Otto Lüscher noch heute.

Lüschers Vater war vor dem Krieg gestorben, Freunde hatten der Mutter geraten, den Bub auf ein Internat zu schicken. Die Familie war wohlhabend und hatte zuhause genügend Platz für Gäste. Als zu Kriegsbeginn das Rote Kreuz nach Wohnraum für Internierte und Flüchtlinge suchte, meldete man sich: drei Zimmer könne man anbieten, sagten die Lüschers. Bald traf der erste polnische Gast ein: Oberstleutnant Reder. Er war im Hochschullager Winterthur für die interne Organisation des Lagerlebens und die disziplinarische Kompetenz verantwortlich und soll der Mutter geraten haben, den Sohn aufs Gymnasium zu schicken, anstatt ihn eine Lehre machen zu lassen.

Bald darauf meldete sich ein weiterer Pole und zog ins Haus ein. Er war Lehrer für Architektur und unterrichtete im Hochschullager: Jan Sawka. Wenn Otto vom Internat heimkam, verbrachte er viel Zeit mit ihm. Otto besass einen Fotoapparat der Marke Robot und so war es naheliegend, auch ein Foto des Zimmerherrn zu machen. Jan Sawka seinerseits hatte eine zeichnerische Begabung, er fertigte Karikaturen an und nahm gerne die Menschen in seiner Umgebung aufs Korn. So auch den junge Otto Lüscher. Weihnachten 1941 schenkte ihm Jan Sawka ein Porträt mit einer rührenden Widmung: «Lach nur so herzlich lieber Otty – dein ganzes Leben lang.» Als wir ein Foto mit Otto Lüscher

arrangieren, auf dem er das Bild von 1942 hochhält, ist dieses Lachen plötzlich wieder auf seinem Gesicht.

Eines Tages – es war im Frühjahr 1944 – war Jan Sawka weg. Keiner wusste etwas Näheres, der Gast hatte sich nicht verabschiedet. Bald wurde klar, dass er sich seinen Landsleuten angeschlossen hatte, die an verschiedenen Fronten mit den Alliierten kämpften. So etwas kam auch in Winterthur öfter vor, eine Flucht im eigentlichen Sinne war das nie, niemand hatte sie je daran gehindert, wegzugehen. Einer, der sich ebenfalls aus dem Staub gemacht hat, war der jüdische Internierte Bernhard Giberstein (1916–1976). Er hatte mit einer Frau aus der Region ein Verhältnis, gemeinsam hatten sie ein Kind. Diese Tochter, Madeleine Schadegg-Rück, hat ihren Vater nie getroffen, und 2014 über ihn ein berührendes Buch geschrieben: «Spuren. Von einer Vatersuche und Millionen nahtloser Strümpfe.»

Otto Lüscher berichtet weiter, Jan Sawka habe bei seiner Abreise seine Karikaturen im Haus gelassen. Nach dem Krieg hat er sich nie mehr gemeldet, und so waren diese Karikaturen bis auf den heutigen Tag auf dem Estrich aufbewahrt worden.

Der Begriff «Karikaturen» macht uns hellhörig. Die Sammlung Winterthur besitzt ein kostbares Album mit erstklassigen Fotos aus jenen Jahren, die der polnische Student Leszek Bialy gemacht und Clary Schoellhorn geschenkt hatte. Clary war die Frau von Kurt Schoellhorn-Dreyer (1894–1966), damals Direktor der Brauerei Haldengut, und engagierte sich sehr für die internierten Polen. In einem Nachruf wurde sie später nicht zuletzt deswegen «Soldatenmutter» genannt. In der Sammlung befindet unter anderem auch das Foto einer Karikatur, die offenbar an eine Wand in einer Soldatenstube in Winterthur gemalt worden war. Im Videochat vergleichen wir die Bilder – und tatsächlich, es gibt eine Ähnlichkeit.

Übers Internet hat die Familie von Otto Lüscher erst kürzlich Nachfahren von Jan Sawka aufgespürt. Das gelang relativ einfach, denn es gibt einen Sohn gleichen Namens in den USA, der ein bekannter Künstler ist und eine umfangreiche Website unterhält. Wir schicken ihm das Bild aus der Sammlung. Wenige Tage später meldet sich eine Hanna Maria Sawka aus dem Staat New York mit einer freudigen Mitteilung: Das sei genau der Stil ihres Grossvater Jan Sawka. Ihr Vater sei der Sohn dieses Mannes und trage denselben Namen: Jan Sawka. Ihr Vater sei 1946 in Polen geboren und 2012 in den USA gestorben, er habe den gleichen Beruf ausgeübt wie ihr Grossvater: Künstler und Architekt. Jan Sawka Junior hat ein umfangreiches Werk hinterlassen. Berühmt wurde er unter anderem als Bühnenbildner (für «Macbeth», «Waiting for Godot» und Kafkas «The trial»), 1989 hat er ein 52-teiliges Bühnenset für die Tournee der US-Rockgruppe Grateful Dead geschaffen, das mehr als zehn Stockwerke hoch ist, ausgestattet mit einem hochkomplexen, multifunktionalen Beleuchtungssystem.

Jan Sawka Junior hat sich in seinen Werken immer wieder mit dem Thema Erinnerung befasst, so auch in einer Serie von grossformatigen Grafiken. Die Anregung dazu hatte er aus Postkarten, die er im Nachlass seines Vaters fand. Darunter befand sich eine Karte, die der Vater 1942 an die Familie in Polen geschickt hatte. Sie trägt den Poststempel von Winterthur und das Datum des 14. November 1942, adressiert ist sie an die erst 1939 geborene Tochter. Jan Sawka Senior berichtet vom Schnee in Winterthur und davon, dass er sich neue Schuhe kaufen müsse. Er ermahnt die Tochter, brav zu sein, und versichert ihr, wie sehr sie im fehle. Im Jahr 2020 hat Hanna Sawka unter dem Titel «The Place of Memory (The Memory of Place)» im Samuel Dorsky Museum of Art in New Paltz eine Ausstellung mit Werken ihres Vaters kuratiert, die genau diesen Aspekt thematisiert: das menschliche Bewusstsein, in diesem Fall die Erinnerung, und die Orte, die ein menschliches Leben durchläuft. Im Ausstellungskatalog ist die Postkarte des Grossvaters abgebildet, die er einst in Winterthur abgeschickt hat.

Die beiden Nachkommen berichten uns, dass Jan Sawka gegen Ende des Krieges in Winterthur vom britischen Geheimdienst kontaktiert worden sei. Die britischen Offiziere hätten von einer grossen Operation gegen Nazi-Deutschland gesprochen, für die man noch Freiwillige suche. Jan Sawka verpflichtete sich zur vollständigen Geheimhaltung und machte sich im Frühjahr 1944 auf den Weg. Via Italien gelangte er nach Gibraltar und mit dem Schiff weiter nach England. Dort wurde er den US-Truppen zugeteilt und nahm am 6. Juni 1944 mit einem US-Truppenkontingent an der «Operation Overlord» teil, der alliierten Invasion in der Normandie, die als D-Day bekannt ist, und zwar ausgerechnet am hart umkämpften Omaha Beach. Jan Sawka habe als einziger in seinem Boot überlebt, mehr als dreissig Kameraden seien ums Leben gekommen. Später soll er auch am Rhein gekämpft haben, wurde dann zum Major befördert und nach dem Krieg mit einem Orden ausgezeichnet.

Jan Sawka hätte nach dem Krieg in die USA oder nach England gehen können, doch er wollte zurück nach Polen und sich am Wiederaufbau seiner Heimat beteiligen. Eine mutige Entscheidung, die er bald bereuen musste. Bald nach seiner Rückkehr steckte ihn das stalinistische Regime, das Polen besetzt hielt, ins Gefängnis. Zunächst verpflichtete man ihn zu schweren körperlichen Arbeiten wie Kohleschaufeln, später nahm man seine Kenntnisse als Architekt beim Bau von öffentlichen Gebäuden in Anspruch. Erst nach Stalins Tod 1953 kam er im Zuge des politischen Tauwetters wieder frei. Sein eigener Sohn machte sich in den 1960er-Jahren als Künstler einen Namen und wurde weit über Polen hinaus bekannt, viele seiner Arbeiten tragen politische Botschaften. 1976 zwang man ihn, mit seiner Familie auszureisen, nur wenige Monate später starb der Vater in Polen.

Dies ist in groben Zügen die Geschichte, die wir im Gespräch mit Hanna Sawka und ihrer Mutter rekonstruieren konnten. Aber stimmt sie auch? Sie tönt fast zu schlüssig, zu vollständig, um wahr zu sein. Die Familie besitzt keine Dokumente, die die militärische

Karriere von Jan Sawka bestätigen könnten. Möglicherweise könnte man im Nationalarchiv in Washington oder in London fündig werden. Und offenbar ist das auch geplant.

Erinnerung kann trügerisch sein, gerade dann, wenn sie über mehrere Generationen weitergegeben wird. Für die kritische Würdigung sind wir auf allgemein zugängliche Daten über diese Zeit angewiesen. Haben britische Agenten in Winterthur Soldaten rekrutiert? Das ist plausibel, die Schweiz war im Zweiten Weltkrieg Drehscheibe für viele Geheimdienste. Es liegt auf der Hand, dass ausländische Geheimdienste die Ausreise von polnischen Staatsbürgern aus der Schweiz unterstützt haben könnten. Gemäss den Unterlagen des Eidgenössischen Kommissariats für Internierung und Hospitalisierung EKIH sind rund 2000 der insgesamt 12'500 in der Schweiz internierten Polen auf diese Art verschwunden.

Insgesamt haben im Zweiten Weltkrieg über eine halbe Million polnischer Soldaten an der Seite der Alliierten an den verschiedensten Fronten gekämpft. Viele haben an der Invasion in der Normandie teilgenommen. Zwei Jahre zuvor war eine eigene polnische Formation gebildet worden: die erste polnische Panzerdivision. Sie war zunächst für die Verteidigung der schottischen Küste zuständig und wurde 1943 in die Normandie verlegt. Am D-Day selbst war sie nicht beteiligt, kurz darauf aber wurde sie in der Normandie eingesetzt. Bei der Marine und der Luftwaffe wurden polnische Soldaten bereits zu Beginn der Invasion eingesetzt. Es wäre also möglich, dass Jan Sawka Kommandant eines Landungsbootes war.

Und noch einmal: Stimmt die Geschichte? Wir meinen: in groben Zügen stimmt sie. Der Aufenthalt von Jan Sawka in Winterthur ist belegt, auch seine Rückkehr nach Polen. Wo und wann Jan Sawka im Krieg genau gekämpft hat, wissen wir nicht. Ein tragisches, aber kein untypisches Schicksal eines Künstlers aus Osteuropa in diesem bewegten 20. Jahrhundert.

Eine erste Fassung dieses Textes erschien im Winterthurer Landbote am 3. April 2021.
Die Abbildung zeigt eine Karikatur, die die Jan Sawka in seinem Elternhaus gelassen hat.
Bild: Familienarchiv Otto Lüscher/Estate of Jan Sawka.

Die Spionin



aus Turbenthal

1940 wurde am Bezirksgericht Winterthur ein junger Mann aus Davos zusammen mit seiner Stiefschwester aus Turbenthal wegen Spionage zugunsten Nazi-Deutschlands angeklagt und verurteilt.

Auf der Suche nach verlässlichen Informationen zu den Internierten, die während des Zweiten Weltkriegs im Tösstal lebten, stossen wir im Zürcher Staatsarchiv auf einen kleinen Nachlass. Es handelt sich um eine Sammlung von Akten aus dem Jahr 1940, die der Offizier und Heerespolizist Werner Zuppinger (1904–1969) hinterlassen hat. Sie enthält einen bunten Querschnitt durch das, was in den Sommermonaten 1940 über seinen Tisch ging. Es ist ein Glücksfall, dass ein Grossteil dieser Akten die Gemeinden Rikon, Turbenthal und Wila, aber auch Madetswil, Pfäffikon und Fehraltorf betreffen – alle liegen im Tösstal und im Zürcher Oberland. Eine Mitteilung macht uns besonders hellhörig. Am 17. September 1940 meldet ein gewisser «Leutnant Klaus» zuhanden der Militärpolizei folgenden Vorfall betreffend einer Frieda F. aus Turbenthal, geboren am 16. Juni 1922:

«Trotz dem ausdrücklichen Verbot des Verkehrs mit den Internierten hat sie Internierte in ihre Wohnung genommen. Ich sehe mich daher veranlasst, diese Person zu arretieren und den zuständigen Behörden zuzuführen. Es liegt der Verdacht nahe, dass sich Frieda F. den Internierten gegenüber politisch betätigt hat, wie man sich leicht denken kann, wenn man weiss, dass die die ganze Familie bereits wegen verbotenen Nachrichtendienst zu Gunsten von Deutschland verhaftet war.»

Als wir 2020 nachfragen, zeigt uns das Staatsarchiv des Kantons Zürich die dazugehörige Akte des Bezirksgerichts Winterthur vom November 1940, die gerade aus der Schutzfrist von 80 Jahren entlassen wurde. Einzige Bedingung: Wir dürfen den vollständigen Namen der Angeschuldigten nicht nennen.

Die Akte über die Frau aus Turbenthal umfasst im Wesentlichen eine Verfügung der Bezirksanwaltschaft sowie ein von ihr unter-

schriebenes Verhörprotokoll. Gemäss diesen Unterlagen hat sie sich von ihrem Stiefbruder Alfred M. für den politischen Nachrichtendienst zugunsten Deutschlands anwerben lassen, diese Tätigkeit aber nicht ausgeübt. Die Bezirksanwaltschaft erachtete bereits diese Anwerbung als eine «Vorschubleistung» zu politischem Nachrichtendienst. Das ist wohl so zu verstehen, dass dies in den Augen der Staatsanwaltschaft bereits ein erster Schritt zum Nachrichtendienst, also zur Spionage war. «Nachrichtendienst» ist dabei der juristische Begriff für Spionage, unterschieden wird zwischen dem politischen, wirtschaftlichen und militärischen Nachrichtendienst.

Der Stiefbruder der Angeklagten, Alfred M., lebte damals in Davos und fragte Frieda F. bereits in einem Brief vom 21. April 1940, ob sie ihm bei seiner Tätigkeit helfen würde. Ihre schriftlichen Nachfragen, um was es sich handle, blieben unbeantwortet. Also schickte Frieda F. ihrem Stiefbruder Zeitungen nach Davos: «... wobei ich die Zeitungen auslas, die giftige oder spöttische Bemerkungen über Deutschland enthielten. Ich dachte mir, mein Stiefbruder werde mit Deutschen diese Artikel besprechen.» Die erwähnten Artikel stammten aus dem «Tössthaler», der «National-Zeitung» und dem «Beobachter». Den Tössthaler hatte die Familie von Frieda F. abonniert, die anderen beiden Zeitungen fand sie im Altpapier. Im Protokoll geht es ausserdem um einen Vortrag über Deutschland, den ein gewisser Redaktor Kessler im April 1940 in Turbenthal gehalten hatte. Leider finden wir im Archiv des Tössthaler keine Informationen zu dem erwähnten Anlass, gut möglich, dass sie der damaligen Zensur zum Opfer gefallen sind.

Wer war Frieda F.? Laut Gerichtsakten war sie Haustochter im «Rebstock», vermutlich einem Gasthof. Auf der Einwohnerkontrolle Turbenthal erhalten wir gegen eine Gebühr von dreissig Franken eine Auskunft, die uns nicht viel weiterbringt: Geboren ist Frieda F. am 16. Juni 1922, ihr Heimatort ist Mogelsberg im Toggenburg; sie ist aus Luzern nach Turbenthal gezogen, Datum unbekannt. Am 6. November 1953 ist sie nach Zürich weggezogen.

Diese junge Frau scheint recht naiv gewesen zu sein, denn im letzten Satz des Protokolls wird sie wie folgt zitiert:

«Ich habe mir vorgestellt, ich erhalte endlich eine Stelle beim Nachrichtendienst meines Stiefbruders. Dort würden wir Nachrichten aus Deutschland an die Schweizer Zeitungen weiterleiten und umgekehrt Schweizer Nachrichten an deutsche Zeitungen. Ich stellte mir unter diesen Nachrichten ebenso Nachrichten vor, was alles gegangen sei.»

Dieser Stiefbruder Alfred M. war, deutscher Staatsangehöriger; er wurde tatsächlich am 30. Juli 1940, also im gleichen Jahr wie Frieda, vom Bezirksgericht Zürich zu einer unbedingten Gefängnisstrafe von drei Monaten Gefängnis verurteilt. Sein Delikt: Wiederholter politischer Nachrichtendienst im Interesse des Auslands. Alfred M. wurde 1912 geboren und war somit 10 Jahre älter als seine Stiefschwester. Er stand in regelmässigem Kontakt mit dem deutschen Konsulat, das schon vor 1933 in Davos tätig war, aber auch mit dem «Deutschen Fichte-Bund» in Hamburg. Dieser Fichte-Bund war eine Nazi-Organisation für Auslandpropaganda. Er war dem nationalistisch-völkischen Lager zuzurechnen und offenbar auch eine Schaltstelle für Spionage. Beiden Überwachungsstellen lieferte Alfred M. Berichte. So hatte er etwa eine gewisse Frieda B., Chefköchin im Deutschen Krieger-Kurhaus in Davon im Visier. Sie habe sich «in so gemeiner Art und Weise über die deutsche Wehrmacht geäussert, dass ich mich gezwungen sehe, sie zu melden.» Auch die Anwerbung seiner beiden Stiefschwestern Frieda F. und Marie Theresia K. hatte ihm das Zürcher Bezirksgericht vorgeworfen, denn er schickte ihnen folgende Instruktionen: «Schickt mir alle giftigen und spöttischen Zeitungsartikel, die euch in die Finger kommen. Ich brauche sie alle für den Nachrichtendienst für Deutschland.» Lokalthistorisch interessant: Alfred M. meldete dem Fichte-Bund auch abfällige Äusserungen, die der Kantonspolizist A.B. in Turbenthal über führende Männer des Dritten Reichs gemacht haben soll.

Frieda M. war in den Hauptanklagepunkten geständig. Da sie zum Zeitpunkt der Tat noch nicht volljährig war, wurde sie nach dem Jugendstrafrecht beurteilt und erhielt eine Strafe von drei Wochen Gefängnis. Ausserdem wurden ihr die Prozesskosten von damals 121.70 Franken auferlegt. Ein bedingter Strafvollzug wurde wegen ihres «frechen und spöttischen Benehmen anlässlich des Vortrages in Turbenthal wie auch ihre herabwürdigende Kritik an dem vom General angeordneten Fliegeralarm» verweigert, mit der Begründung: Solche Verhaltensweisen würden beweisen, dass sie «vor unseren Einrichtungen offenbar nicht die geringste Achtung empfindet». Einfluss auf den weiteren Fortgang hatte dies aber nicht, die Frage eines bedingten Strafvollzugs stellte sich nicht, denn die Strafe war durch die Haft bereits getilgt.

Die Ausführungen des Verteidigers Dr. Schweizer enthalten einige bemerkenswerte Details, namentlich auch über die Situation in Turbenthal. Er verweist zunächst auf das jugendliche Alter der Angeklagten, die zum Zeitpunkt der Tat noch 17-jährig, also noch nicht volljährig war. Ihr Stiefbruder Alfred M. sei «geistig beschränkt», zudem habe er aus «Grosstuererei» gehandelt. Durch das Sammeln der Zeitungsartikel sei allein auch kein Schaden entstanden, dies sei nur als Vorbereitungshandlung zu werten. Die Angeklagte habe unter dem Einfluss ihres Stiefbruders gestanden, der der national-sozialistischen Bewegung nahestand. Durch ihren Stiefbruder sei sie selbst zur begeisterten Nationalsozialistin geworden, doch «die nationalsozialistische Gesinnung allein ist nicht strafbar».

Interessant ist in diesem Zusammenhang, dass in den Akten auf den Schweizer Schriftsteller Jakob Schaffner (1874–1944) verwiesen wird, der sich offen zum Nazi-Regime bekannt hat. Carl Zuckmayer hat über Schaffner so geurteilt: «Dem Verfasser ist kein anderer Schweizer bekannt, der sich in dieser Weise zum Nazi-Apostel und zum Verräter an den Idealen und der Tradition seines Landes gemacht hat.» Weiter schreibt der Verteidiger:

«Bestimmend für das Verhalten der Angeklagten war auch, dass die Familie M. im Tösstal gewissen Anfeindungen ausgesetzt war, weil man wusste, dass Alfred M. die nationalsozialistische Zeitung vertreibt und die Mutter eine Deutsche war. Diese Anfeindungen gingen so weit, dass die Schulknaben den Gliedern der Familie M. nachliefen und ihnen mit Erschiessen drohten, falls die Deutschen einmarschierten. Dadurch wurde bewirkt, dass sich die Angeklagte nun noch mehr der Geistesrichtung ihres Stiefbruders anschloss: es entwickelte sich bei ihr die Psychose des Märtyrertums ihrer Familie. In der Vernehmung hatte Frieda F. einmal gesagt, sie fühle sich mehr als Deutsche, denn als Schweizerin.»

Das Ganze mag aus heutiger Sicht harmlos scheinen. Damals hat man das aber anders gesehen. Die Schweiz war durch den Krieg von Nazi-Deutschland bedroht. Es gab in der Bevölkerung Sympathien für Nazi-Deutschland, auch in Turbenthal. So zeigte Hedwig Spahr-Lüssi, die sich später als Lokalhistorikerin einen Namen machte, offen Sympathien für Deutschland, berichtet der Tösstaler Historiker Wolfgang Wahl. Das Dorf war gespalten. Eine Zeitzeugin berichtet, dass die Sympathien oder Antipathien für Deutschland auch bei der Wahl des Hausarztes im Dorf eine Rolle gespielt hätten. Auch der Winterthurer Historiker Peter Niederhäuser bestätigt diesen Befund: «Es gab nicht wenige Sympathisanten», darunter auch Prominente wie der Winterthurer Gummifabrikant Werner Ganzoni oder der Journalist Hans Kläui (1906–1992), der als Gauführer der Nationalen Front St. Gallen in verschiedenen Frontistenorganisationen tätig war. 1941 wurde er von einem Militärgericht wegen «staatsgefährdender Propaganda» zu vier Monaten Gefängnis verurteilt.

Was ist aus Frieda F. geworden? Wir wissen es nicht. Sie ist 1922 geboren und lebt mit grösster Wahrscheinlichkeit nicht mehr. Gut möglich, dass sie Nachkommen und Verwandte hat. Umso besser ist es, ihren vollen Namen nicht zu nennen.

Mythos Davos

Davos war seit der Jahrhundertwende ein internationales Kurzentrum, und diverse ausländische Organisationen gründeten hier ihre Kurhäuser. Eines davon war das «Deutsche Kriegerkurhaus». Das leerstehende Luxussanatorium «Valbella vormals Dr. Philippi» war 1918 vom Deutschen Roten Kreuz und dem «Hilfsbund für Deutsche Kriegsfürsorge» in der Schweiz gekauft worden. Zweck war Behandlung von lungenkranken und von Giftgas geschädigten ehemaligen Soldaten des Ersten Weltkriegs. Das Haus inspirierte Thomas Mann massgeblich zu seinem Roman «Der Zauberberg», dort heisst das Haus Sanatorium Berghof. Das Dorf hatte damals wenig Freude an diesem Roman und verbot der Mann-Tochter Erika Mann einen Auftritt mit ihrem Ensemble «Die Pfeffermühle».

In den 1930er-Jahren wurde Davos zu einem Zentrum für die Nationalsozialisten in der Schweiz. Am 4. Februar 1936 ermordete der jüdische Student David Frankfurter den Gruppenleiter Schweiz der Nationalsozialistischen Deutschen Arbeiterpartei NSDAP, Wilhelm Gustloff. David Frankfurter wurde zu 18 Jahren Haft und Landesverweisung verurteilt. 1945 wurde er begnadigt, worauf er nach Israel ausreiste. Einer seiner drei Verteidiger war der bekannte Berner Rechtsanwalt Georges Brunschvig, ein engagierter Kämpfer gegen Rassismus und Antisemitismus, der Jahrzehnte später auch die Verteidigung des israelischen Agenten Mordechai Rachamim im so genannten El-Al-Prozess 1969 besorgte. Damals ging es um das Attentat von Kloten vom 18. Februar 1969, bei dem der israelische Geheimdienstmitarbeiter einen von vier Fatah-Attentätern tötete und im Prozess freigesprochen wurde. Die Attentäter hatten zuvor das Feuer auf das Flugzeug eröffnet und sechs Passagiere und den Piloten verletzt. Dieser stirbt später an den Folgen des Attentats. Nach dem Zweiten Weltkrieg erhielt das Kurhaus wieder den alten Namen «Valbella». Es wurde bis 2004 genutzt.

Dieser Text erschien am 10. April 2021 im Winterthurer Landbote unter dem Titel «Frieda F. – die Spionin aus Turbenthal».
Das Foto zeigt Turbenthal im Jahr 1938. Bild: Archiv Christian Meier Turbenthal

Ein Fotoalbum aus



dem Hochschullager

Ein Fotoalbum von 1945 öffnet unerwartete Einblicke in das Leben der internierten polnischen Soldaten in Winterthur. Die Tochter des Fotografen lebt seit 1991 in der Schweiz und wusste bis vor kurzem nichts von diesem Album.

Es ist einer der Schätze in der Sammlung Winterthur, dem Kulturarchiv der Winterthurer Bibliotheken: Das Fotoalbum, das der polnische Offizier Leszek Bialy 1945 der Gönnerin Clary Schoellhorn, der Gattin des Haldengut-Direktors Kurt Schoellhorn-Dreyer (1894–1966), geschenkt hatte. Bis vor kurzem wusste man sehr wenig über diese Fotos aus dem Zweiten Weltkrieg.

Winterthur unterhielt damals zusammen mit Freiburg und Herisau ein Hochschullager für polnische Internierte. Hier konnten die Soldaten ihre Studien fortsetzen, zunächst nur in Winterthur, später auch an Universität und der ETH in Zürich.

Die Fotos von Leszek Bialy dokumentieren den Unterricht, der in verschiedenen Räumen in Winterthur abgehalten wurde, zum Beispiel im heutigen Gewerbemuseum. Dort erinnert eine Tafel an diese wichtige Zeit. Gut dokumentiert sind auch die zivilen und militärischen Verantwortlichen. Wir sehen den polnischen General Bronisław Prugar-Ketling bei einem Rapport mit der Truppe, den polnischen Oberstleutnant Klaudiusz Reder, diverse Schweizer Persönlichkeiten wie etwa Major Hermann Siegrist (1894–1978), der sich im zivilen Leben an Ideen des Bauhauses orientierte und als Architekt des «Neuen Bauen» bekannt wurde. Rektor der temporären Hochschule war der pensionierte ETH-Rektor Charles Andrae (1874–1964), der Tunnelbauingenieur war. Dokumentiert sind auch die Arbeitseinsätze während der Semesterferien im Kanton Graubünden.

Das Album ist einer gewissen Clary Schoellhorn gewidmet. Sie und ihr Gatte Kurt Schoellhorn-Dreyer engagierten sich für die Internierten, lesen wir in den Memoiren von Wiktor Stefaniak, der ebenfalls in Winterthur interniert war. «Wöchentlich bekam unsere

Soldatenstube Besuch von Herrn und Frau Sch. Das genannte Ehepaar gehörte zu den eher wenigen Winterthurern, die für das geistige Leben und für die kulturelle Tätigkeit der Internierten im Soldatenfoyer Interesse zeigten.» Das Ehepaar stellte den Soldaten und Offizieren auch Räume für die Freizeitgestaltung zur Verfügung. Auf die Wände wurden grossformatige Bilder mit Szenen aus der polnischen Geschichte gemalt, wie man auf einigen Fotos gut erkennen kann. Zu Ostern hatte sich Clary Schoellhorn ein besonderes Geschenk ausgedacht: Sie überraschte die Soldaten mit einer riesigen Pyramide von Eiern.

«Wir dachten zuerst an einen originellen Einfall der lieben, etwas zur Exzentrik neigenden Frau Sch., der das Symbol der Osterzeit so eindrücklich darstellen sollte. Erst als uns die freigiebige Spenderin zum Eiertütschen animierte, stellten wir zu unserer Überraschung fest, dass die hohe Pyramide nicht nur ein Symbol der Osterzeit war – immerhin lebte damals das Schweizer Volk in einer strengen Rationierungszeit – sondern dass sie aus wirklich essbaren Hühnereiern bestand.»

Wenig war bis vor kurzem über den Fotografen Leszek Bialy bekannt. 2020 veröffentlichte die Zuger Journalistin Marie-Isabelle Bill ein Buch mit polnisch-schweizerischen Familiengeschichten, die aus Verbindungen jener Zeit hervorgegangen sind. Darin ist auch das Leben von Leszek Bialy beschrieben. Während seines Chemiestudiums in Lemberg, dem heutigen Lviv, hatte er begonnen zu fotografieren und sich nach dem deutschen Einmarsch in Polen dem Widerstand angeschlossen. So kam er schliesslich in die Schweiz und nach Winterthur. Hier traf er seine später Frau Berti Baumeler. Sie stammte aus einer armen Luzerner Bauernfamilie und war Hausmädchen bei der Winterthurer Arztfamilie Roth an der Schaffhauserstrasse 2. Nach dem Krieg ging das Paar zurück nach Polen, Schweizerinnen verloren damals bei einer Heirat mit einem Ausländer ihr Bürgerrecht. In Polen kam 1959 die Tochter Zofia zur Welt. Sie erhielt 1986 das Schweizer Bürgerrecht, das

ihr als Tochter einer Schweizerin zustand, zurück und zog nach ihrer Scheidung 1991 in die Schweiz.

Natürlich wusste Zofia, dass ihr Vater oft fotografiert hatte. Aber das Album hatte sie noch nie gesehen. Kaum hatte sie von seiner Existenz erfahren, reiste sie 2021 nach Winterthur, im Gepäck 200 grossformatige Negative, die sie der Sammlung Winterthur schenkte. Im April 2022 folgte noch mehr Material: Fotos von ihrem Vater Leszek aus Winterthur, aber auch aus Polen. Leszek Bialy starb am 2. Oktober 1974. Zofia Berset-Bialy blieb der Stadt Winterthur verbunden trifft sich regelmässig mit andere Nachkommen polnischer Internierter in der Schweiz.

Parallelen zur Gegenwart?

Im Sommer 1940 überschritten 12'500 polnische Soldaten die Schweizer Landesgrenze am Doubs als letzter Ausweg, nachdem sie an der Seite des französischen Widerstands in eine militärisch aussichtslose Lage geraten waren. Sie wurden entwaffnet und gemäss Völkerrecht in der Schweiz interniert. Sie blieben bis zum Ende des Krieges 1945 und wurden auf rund tausend Ortschaften in der Schweiz verteilt. Achtzig Jahre später leben mehr als 65'000 ukrainische Flüchtlinge in der Schweiz, nachdem Russland die Ukraine im Februar 2020 angegriffen hatte. Die Frage nach den Parallelen zwischen 1940 und 2023 drängen sich auf, es gibt Gemeinsamkeiten und es gibt Unterschiede. In beiden Fällen hat die Schweiz schnell und grosszügig gehandelt. Damals ging es um eine Internierung, denn alle Geflüchteten waren Soldaten und Männer. Sie mussten in Lagern leben und durften keine Arbeit annehmen, die Gewerbe und Wirtschaft Konkurrenz bedeutet hätte. Grundlage der Aufnahme war das Internationale Humanitäre Völkerrecht, bekannt unter dem Namen «Kriegsvölkerrecht». Heute geht es um Flüchtlinge im engeren Sinn, um Menschen, die direkt aus einem Kriegsgebiet stammen. Zudem sind fast alle der Geflüchteten Frauen. Gesetzliche Grundlage für die Aufnahme der Flüchtlinge ist das Asylrecht. Die Flüchtlinge erhalten den Schutzstatus S und dürfen am gesellschaftlichen und wirtschaftlichen Leben teilnehmen. Sie dürfen, nach Erteilen einer Bewilligung, arbeiten und können sich frei bewegen, Kinos, Konzerte und Restaurants besuchen. Sie leben nicht in Lagern, sondern in der Regel bei Gastfamilien oder in eigenen Wohnungen. Die polnischen Soldaten während des Zweiten Weltkriegs lebten nicht nur in Lagern, ihnen waren auch private Kontakte mit Einheimischen verboten. Das Verbot, bekannt unter dem Namen «Orange-Befehl», konnte allerdings nicht verhindern, dass es zu Liebschaften und Ehen kam. Viele Paare haben geheiratet, nach dem Krieg hat man mehr als 500 Kinder aus Verbindungen zwischen Schweizerinnen und polnischen Flüchtlingen gezählt. Zofia Berset-Bialy ist eines dieser Kinder.

Dieser Text erschien am 12.5.2022 im Winterthurer Landbote unter dem Titel

«Einblicke ins Leben der internierten Polen in Winterthur, 1940–45».

Das Foto zeigt zwei polnische Internierte in den Räume für die Freizeitgestaltung. Die Räume wurden vom Ehepaar Clary und Kurt Schoellhorn-Dreyer zur Verfügung gestellt. Das Foto entstand ca 1942. Foto: Leszek Bialy, Sammlung Winterthur

Trügerische Sicherheit:



Die Enigma in der Schweiz

Die deutsche Chiffriermaschine Enigma und ihre Entschlüsselung durch die Alliierten gehörte zu den bestgehüteten Geheimnissen des Zweiten Weltkriegs. Auch die Schweiz nutzte deutsche Enigma und entwickelte während dem Krieg sogar ein verbessertes Gerät.

Nur wenige Gäste hatten sich an diesem regnerischen Mittwoch, 4. Mai 1994 nach Meiringen im Berner Oberland verirrt. Sie planten keine Ausflüge auf den Spuren von Sherlock Holmes, der in den nahe gelegenen Reichenbach-Fällen 1891 im Kampf mit seinem Widersacher Professor Moriarty ums Leben gekommen war. Auch eine Wanderung in die Aareschlucht stand nicht auf dem Programm. Nur gerade drei Wochen zuvor hatte das Militärdepartement zu einer Verkaufsaktion geladen. Die Einleitung des Schreibens deutete auf nichts Aufregendes hin. Unter der Überschrift «Liquidations-Shop für Uem Material» war zu lesen:

«Bis heute wurde das zu liquidierende Material je nach Anfall zu einem gross angelegten Verkauf in einem Zeughaus geführt. Zurzeit steht aber nicht genügend <qualitativ> gutes Material zur Verfügung, um einen solchen Aufwand zu rechtfertigen. Um das trotzdem anfallende Material abzubauen und gleichzeitig Interessierten die Möglichkeit zu bieten, Liquidationsmaterial zu erwerben, wurde durch die Kriegsmaterialverwaltung beschlossen, einen Liquidationsshop zu eröffnen.»

Die Überraschung kam erst am Ende des Schreibens. Kommentarlos wurde mitgeteilt, dass an diesem Mittwoch einzelne Enigma-Chiffriergeräte verkauft würden, sowie eine «Nema» genannte Maschine. «Eine absolut unglaubliche Aktion», erinnert sich ein Enigma-Spezialist, nirgends auf der Welt habe es zuvor etwas Derartiges gegeben. Wer vom Verkauf wusste, hatte die grosse Chance, für ein Trinkgeld von 150 oder 200 Franken eine Enigma-Chiffriermaschine zu erwerben und mit einem Stück Geschichte heimzukehren, für das Sammler schon damals Tausende von Franken zu zahlen bereit waren. Weil pro Person nur eine Maschine abgegeben wurde, reisten Sammler aus Deutschland sogar mit Freunden an.

Dass die Schweiz zur Zeit des Zweiten Weltkriegs mit der Chiffriermaschine Enigma gearbeitet hat, ist kein Geheimnis. Der mittlerweile verstorbene Militärhistoriker Rudolf J. Ritter hat 2001 in einem Gespräch mit dem Autor beschrieben, wie er bereits in den fünfziger Jahren als Truppenkommandant mit diesem sagenumwobenen Gerät in Berührung gekommen war: «Die Enigma gehörte zum Chiffriermaterial, das man jeweils für Übungen separat in Bern bestellen musste.» Besonderes Interesse brachte er dem Gerät aber nicht entgegen:

«Das Telekryptogerät der Firma Gretener, das eine Verschlüsselung in Realzeit ermöglichte, war weit moderner und hatte mich darum viel mehr fasziniert.»

Vor einigen Jahren begann er, einen Aufsatz zu einem Thema im Bereich Übermittlung zu schreiben. Aus dem Aufsatz ist mittlerweile ein Werk von zehn Folgen entstanden: «Das Fernmeldematerial der Schweizerischen Armee seit 1875.»

Für Band 10 hat Ritter akribisch die wichtigsten Daten und Fakten zur Schweizer Enigma zusammengetragen: «Die ersten Maschinen kamen 1938 als Beigabe mit 14 schweren Funkstationen, welche die Schweiz 1937 in Deutschland bestellt hatte.» Ein Test zeigte, dass diese Maschinen in Sachen Sicherheit nicht zu übertreffen waren. Sofort wurde eine weitere Tranche von 60 Maschinen und zwei Jahre später eine dritte von 180 Exemplaren bestellt. Im Juli 1942 waren 265 Enigma-K-Maschinen vorhanden. Die Kriegsmaterialverwaltung modifizierte die Geräte und änderte unter anderem die Verdrahtung der Walzen sowie den Fortschaltmechanismus.

Chiffriermaschinen sind heikle Geräte. Grosse Staaten stellen solche Maschinen lieber selbst her, als sie bei Dritten einzukaufen. Kleine Staaten haben selten die Ressourcen, das zu tun, und sind darum auf Importe angewiesen. Trotzdem ist es erstaunlich, dass die Schweiz damals ein solches Gerät ausgerechnet in Nazi-

Deutschland beschafft hat, und dies so kurz vor Kriegsausbruch. Ritter sieht zwei Gründe, die damals für dieses Gerät sprachen: «Erstens war man von der hohen Sicherheit überzeugt, zudem boten die eigenen Modifikationen einen zusätzlichen Schutz.» Auf die dritte Serie von 180 Enigma aber musste die Schweizer Armee nicht weniger als zwei Jahre warten. Das war entschieden zu viel, und man begann, sich nach einem neuen Lieferanten umzusehen. Zudem gab es bei der Schweizer Nachrichtendienst Hinweise ein, dass die Enigma geknackt werden konnte. Ab 1938 wurde die Enigma K («kommerziell») speziell für die Schweizer Armee modifiziert. Sie erhielt ein zusätzliches externes Lampenfeld und eine separate Stromversorgung, zudem verdrahtete man die Walzen neu und änderte alle drei Monate die Walzenverdrahtung.

Nach sechs Jahren Erfahrung mit der Enigma hatte man in der Kryptographie Fortschritte gemacht und beschloss 1943, eine eigene Maschine zu entwickeln. Der Konstruktionsauftrag wurde an die Firma Zellweger in Uster erteilt. Zellweger hatte 1936 eine eigene Abteilung für Hochfrequenztechnik eröffnet und produzierte unter anderem das erste in der Schweiz entwickelte Funkgerät. Die neue Chiffriermaschine erhielt den Namen «Nema» – für «neue Maschine». Diese Nema war nichts anderes als eine Weiterentwicklung der Enigma. Sie verfügte über mehr Walzen als ihr Vorbild, zudem war der Walzenvortrieb unregelmässiger und damit schwerer zu rekonstruieren. Eine direkte Auswirkung war, dass es erheblich mehr manuellen Druck brauchte, die Chiffriermaschine zu bedienen. Wohl deshalb erhielt sie auch den Namen «Fingerbrecher».

Die Nema wurde erst nach dem Krieg ausgeliefert und im Frühjahr 1948 in Betrieb genommen. 540 solche Chiffriermaschinen gingen ans Heer, 100 erhielt das damalige Eidgenössische Politische Departement, das heutige EDA. Bis in die siebziger Jahre waren die Maschinen in Betrieb. Verantwortlich für das Pflichtenheft waren drei Personen: Hugo Hadwiger, damals ausserordentlicher Professor für Mathematik an der Universität Bern, der Ingenieur

und nachmalige ETH-Professor Heinrich Emil Weber sowie Paul Glur, ein Student von Professor Hadwiger. Glur ist mittlerweile verstorben, der Autor konnte ihn aber 2001 noch interviewen.

Der etwas rundliche Mann mit den lebhaften kleinen Augen freute sich über das Interesse und erzählte aus früheren Tagen. «Als 1939 der Krieg ausbrach, war die Schweiz in Sachen Kryptographie nicht sehr weit. Man hatte dieses Gebiet nach dem Ersten Weltkrieg einschlafen lassen.» Die Enigma löste dieses Problem fürs Erste: «Es gab nichts Anderes, oder man wusste nicht davon.» Kodierte Nachrichten hatten schon damals einen grossen Reiz, auch für ein weiteres Publikum: «Wir bekamen immer wieder verschlüsselte Meldungen von Leuten. «Könnt ihr etwas damit anfangen?» fragte man uns. Wir konnten und haben praktisch alle Meldungen, die so hereinkamen, geknackt.»

Am 4. Mai 1994 wurden in Meiringen 25 Enigma-Chiffriermaschinen verkauft. Hinzu kam ein weit grösserer Posten der Chiffriermaschine Nema. Die Preise waren niedrig: 50 Franken für eine Nema und 150 Franken für eine Enigma. Unter den Interessenten an jenem Mittwoch war unser Gewährsmann, der bereitwillig Auskunft gibt, nur seinen Namen mochte der 2023 verstorbene Sammler damals nicht in der Zeitung sehen. «Die Sammler solcher Maschinen sind sehr zurückhaltend, vor allem in der Schweiz. Man lässt sich nicht gerne in die Kochtöpfe blicken.» Viele haben Angst, dass ein so kostbares Stück gestohlen werden könnte. Deshalb verschieben viele Sammler ihre Lieblingsstücke regelmässig und lagern sie bei Freunden und Bekannten. Dann ist da noch eine zweite Angst: «Man fürchtet, dass sich auch heute noch Geheimdienste – allen voran die amerikanische National Security Agency – für diese Maschinen interessieren könnten.» Nur zögernd zählt unser Interviewpartner seine wichtigsten Sammelstücke auf: Dazu gehört eine Schweizer Enigma, eine deutsche Enigma und eine Reihe von anderen Chiffriermaschinen, unter anderem vom schwedischen Ingenieur Boris Hagelin, der 1953 in Steinhausen die Crypto AG gegründet hatte, und von der Gretag AG, die in den

fünfziger Jahren zu den führenden Herstellern von Kryptographie-Maschinen gehörten. Zu den Höhepunkten seiner Sammlertätigkeit, berichtet unser Interviewpartner, zählt die Vermittlung einer vergoldeten Hagelin-CD-57-Handchiffriermaschine aus Beständen des Vatikans an ein deutsches Museum.

Worin liegt die Faszination bei diesem kostspieligen Hobby?

«Das Thema Geheimhaltung an sich ist etwas Faszinierendes – die Tatsache, dass man etwas schreibt, das nicht jeder lesen kann. Dann kommt das taktile Element dazu: Man kann diese Maschinen berühren, und man sieht genau, was passiert. Spätere, elektronische Maschinen haben keine Sinnlichkeit mehr, da sieht man nur noch einige farbige Lämpchen. Heute, wo Verschlüsselung praktisch nur noch auf Software beruht, ist dieser Reiz ganz weg.» Der durchschnittliche Schweizer Enigma-Sammler, so erklärt er uns, ist pensioniert, hat im Militär mit Chiffrierung zu tun gehabt und ist einigermaßen begütert. Das muss man auch sein, denn die Preise für Chiffriergeräte sind hoch: «Für eine deutsche Standard-Enigma mit drei Walzen – das sogenannte Wehrmacht-Modell – bezahlt man zwischen 18'000 und 40'000 Dollar. Die seltenere Marine-Enigma erzielt Preise von bis zu 50'000 Dollar, und auch eine Schweizer Enigma ist in Sammlerkreisen 25'000 bis 30'000 Dollar wert. «Günstiger gibt's die Nema, aber auch hier sind Preise von 2500 bis 3000 Dollar an der Tagesordnung.» Unser Gespräch hat im Jahr 2001 stattgefunden, heute liegen die Preise weit höher. Für eine Schweizer Enigma werden bis zu 100 000 Franken bezahlt, für eine gut erhaltende deutsche Maschine 250 000 Franken und mehr.

Was macht ein Sammler mit diesen Maschinen? Die Antwort überrascht: «Es gibt Sammler, die schreiben sich mit diesen Maschinen gegenseitig Briefe.» Das geht unserem Gesprächspartner aber zu weit: «Ich habe Freude zu sehen, wie die Maschine funktioniert. Gelegentlich führe ich kleinere Reparaturen aus.» Das ist nicht banal, denn auch Ersatzteile sind

rar und werden für teures Geld gehandelt. So haben die Enigma-Chiffriermaschinen etwa eigene Glühlämpchen, die heute nicht mehr hergestellt werden. Ein einziges solches Lämpchen kann schnell 20 Franken oder mehr kosten. In die Fassungen der Schweizer Nema passen glücklicherweise auch handelsübliche Glühlämpchen. Reparaturanfällig sind bei der Enigma vor allem die Kontakte. Selbst wenn man über Ersatzteile verfügt, so sind sie fünfzig Jahre alt und oft brüchig.

«Mir fehlen die finanziellen Mittel, um selbst Maschinen zu kaufen», sagt der Kryptologe Frode Weierud. Seine Freizeit gehört ganz der Enigma: «Ich versuche ihre Funktionsweise zu ergründen, um sie dann mit dem Computer zu simulieren.» Weierud stammt aus Norwegen. Mehr als dreissig Jahre lang arbeitete er beim Europäischen Kernforschungszentrum CERN als Hochfrequenzingenieur, heute ist er pensioniert und zurück in seiner Heimat. Seine erste Begegnung mit der Enigma kann er genau datieren: Sie fand am 23. August 1983 statt. Damals hatte er im norwegischen Armeemuseum in Oslo zum ersten Mal ungehinderten Zugang zu einer Enigma und Gelegenheit, die Rotoren zu vermessen. Das Geheimnis der Enigma, dies wusste er bereits, steckt in der Verdrahtung dieser Rotoren. Im Lauf von jahrelangen, minuziösen Recherchen entstand eine ganze Reihe von Computerprogrammen, die die Funktionsweise der Enigma nachbilden. Beispiele sind via Internet für jedermann frei zugänglich. So ist ein Programm für eine einfache Wehrmachts-Enigma innert Sekunden heruntergeladen und ebenso rasch installiert. Für die Bedienung braucht es keine Gebrauchsanleitung. Es braucht nur ein paar Mausklicks und aus dem Satz «Mein Name ist Alan Turing» wird «XPCMI EKDRQ FFEBS XQVBV Z».

Die Programmierung dieser Emulation ist für Weierud nicht besonders schwierig, schwieriger ist es, die Verdrahtung der Rotoren zu erkennen. Hier ist er auf äusserst präzise Informationen aus der Enigma-Gemeinde angewiesen, oder er muss selbst Nachforschungen anstellen. Das ist nicht immer einfach, denn für

eine eingehende Analyse muss der Spezialist die Maschine mit eigenen Händen und Messinstrumenten untersuchen. Seine Erkenntnisse hat Weierud in mehreren Aufsätzen in der Fachzeitschrift «Cryptologia» veröffentlicht. Hier legte er etwa dar, dass sich hinter dem Begriff «Enigma» eine ganze Serie von recht unterschiedlichen Chiffriermaschinen versteckt. 1999 publizierte er in der Zeitschrift den weltweit wohl ersten ausführlichen Artikel über die Schweizer Nema. Geduldig beantwortet der freundliche Norweger unsere Fragen. Dasselbe geschieht in den Wochen nach unserem Gespräch mit E-Mails. Einmal folgt sogar ein dicker Briefumschlag mit erstaunlichen Materialien: Die Kopie eines unveröffentlichten Papiers des britischen Geheimdienstes mit einer detaillierten Beschreibung, wie die Schweizer Enigma geknackt wurde. Begleitet ist das Papier von rund einem Dutzend abgefangener und entschlüsselter Schweizer Depeschen. Im Klartext wurden dabei die charakteristischen Fünfergruppen und die Grossschreibung beibehalten. Dort lesen wir unter anderem: «LEBEN SMITT ELRAT IONEN WERDE NFURF EBRUA RINAN PASSU NGANE INFUH RVERH AELTN ISSEW IEFOL GTGEA ENDER TSTOP» («Lebensmittelrationen werden für Februar in Anpassung an Einfuhrverhältnisse wie folgt geändert»).

Die Chiffriermaschine Enigma ist heute ein Mythos. Das hat auch damit zu tun, dass die erfolgreiche Entschlüsselung während des Zweiten Weltkrieges durch die britischen Spezialisten von Bletchley Park erst 1977 durch die Publikation «The Ultra Secret» bekannt wurde. Dadurch wurde auch in der Schweiz ein Prozess in Gang gesetzt, an dessen Ende der Verkauf der verbleibenden Enigma-Maschinen stand. Normalerweise wäre derart heikles Material vernichtet worden, zum Verkauf kam es, so Rudolf Ritter, weil die zuständigen Stellen um den grossen historischen Wert des Materials wussten. «Preisgegeben wurde damit nichts, die Verfahren von Enigma und Nema waren längst bekannt.»

Peter Nyffeler, der zum Zeitpunkt unserer Recherche 2001 beim Departement für Verteidigung, Bevölkerungsschutz und Sport

(VBS) für Kryptographie zuständig war, bestätigte damals diese Darstellung. Eine kleine Ergänzung dürfte die heutigen Besitzer von Schweizer Enigma-Maschinen aber etwas schmerzen: Mit den Maschinen sind nur Übungsrotoren abgegeben worden. Die im Zweiten Weltkrieg verwendeten Rotoren waren anders verdrahtet. Und diese Rotoren wurden vernichtet, nachdem man ihre Verdrahtung notiert hatte. Wer Schweizer Enigma-Nachrichten aus dem Zweiten Weltkrieg knacken will, muss also denselben Weg gehen wie damals.

Der Code der Schweizer Enigma gehörte zu jenen, die am schnellsten geknackt wurden. Bereits im November 1940 findet sich in einem Papier der polnischen Funkbeobachter, die bei Kriegsausbruch nach Frankreich geflüchtet waren, ein ausführlicher Bericht über die Decodierung der Schweizer Funksprüche. Die polnischen Abhörspezialisten dürften ihre Erkenntnisse an die britischen Spezialisten in Bletchley Park weitergegeben haben. Denkbar wäre auch, dass die Briten den Schweizer Code selbst knacken konnten, denn der schematische Aufbau der Schweizer Enigma-Meldungen machte es ihnen einfach und lieferte eine Vielzahl von Einstiegspunkten. Ein maschinengeschriebenes, undatiertes Archivdokument mit dem Titel «Swiss Random Letter Traffic», das durch die diplomatische Sektion von Bletchley Park erarbeitet worden war und von dort seinen Weg auch zu amerikanischen Stellen fand, beschreibt auf drei Seiten die Enigma-Einstellungen, die die Schweizer benutzten: «The Swiss have no spare wheels for the machine which thus has only six possible wheel orders» («Die Schweizer besitzen keine zusätzlichen Rotoren, infolgedessen gibt es nur sechs mögliche Stellungen»). Das Dokument ist heute in den National Archives der USA in Washington D.C. frei zugänglich.

Dass auch Nazi-Deutschland die mit Enigma verschlüsselten Schweizer Depeschen und Meldungen lesen konnte, beweist ein Brief, den ein ehemaliger Mitarbeiter des Berliner Forschungsamtes der Luftwaffe 1948 nach Bern schickte. Darin bot er den

Bundesbehörden ein Verfahren an, mit dem die Schweizer Enigma-Botschaften geknackt werden konnten. In seinem Brief beschreibt er ein Lösungsverfahren, das er 1940 selbst entwickelt hat. «Das Verfahren wurde von mir praktisch angewendet zur Lösung der schweizerischen Sprüche kurz nach der Einführung der Enigma im Chiffreverkehr des Politischen Departementes in Bern mit den diplomatischen Aussenstellen.»

Welche Nachteile sind der Schweiz durch diese Tatsache entstanden? Um diese Frage zu klären, müsste zuerst gefragt werden, welche Informationen überhaupt mit der Enigma chiffriert und übermittelt worden sind. Der Übermittlungsspezialist Ritter gibt Entwarnung: «Heikle Sachen wurden eher per Boten oder per Kabel übermittelt.»

Die erste Fassung dieses Textes erschien am 30. November 2001 in der Neuen Zürcher Zeitung und bildete den Auftakt für meine Recherchen zum Thema Kryptografie, die 2007 mit der Publikation meiner Dissertation «Mythos Enigma» ihren Abschluss fand. Das Foto zeigt eine Schweizer Enigma aus der Sammlung des Verteidigungsdepartements VBS. Foto Dominik Landwehr

Akten aus den USA

DOCID: 3486670

~~TOP SECRET CREAM~~



ARMY SECURITY AGENCY
Washington, D. C.

Declassified and approved for
release by NSA on 08-17-2008
pursuant to E.O. 12958, as
amended, FOIA Case #52925

EUROPEAN AXIS SIGNAL INTELLIGENCE IN WORLD WAR
AS REVEALED BY "TICOM" INVESTIGATIONS
AND BY OTHER PRISONER OF WAR INTERROGATIONS
AND CAPTURED MATERIAL, PRINCIPALLY GERMAN

VOLUME 7--GOERING'S "RESEARCH" BUREAU

~~SECRET~~
Classified/Extended by DIRNSA/CHCSS
Reason: NSA Declassification Guidelines
Re-Review on 11 AUG 2012 *J. G. G. G. G.*
Date

Prepared under the direction
of the
CHIEF, ARMY SECURITY AGENCY

1 May 1946
WDGAS-14

~~TOP SECRET CREAM~~

RECORD COPY
FOR INFORMATION ON MATTER

NSA Ltr. RY
S-4762
FBI/DOJ No. 3

Logged	27 MAY 1947
RS-File No.	3549-49
Sub RS No.	97795
Indexed	

*one on shell
with m. and yellow
S-4762*

DOCID: 3486670

~~TOP SECRET CREAM~~



ARMY SECURITY AGENCY
Washington, D. C.

Declassified and approved for
release by NSA on 08-17-2008
pursuant to E.O. 12958, as
amended, FOIA Case #52925

EUROPEAN AXIS SIGNAL INTELLIGENCE IN WORLD WAR
AS REVEALED BY "TICOM" INVESTIGATIONS
AND BY OTHER PRISONER OF WAR INTERROGATIONS
AND CAPTURED MATERIAL, PRINCIPALLY GERMAN

VOLUME 7--GOERING'S "RESEARCH" BUREAU

~~SECRET~~
Classified/Extended by DIRNSA/CHCSS
Reason: NSA Declassification Guidelines
Re-Review on 11 AUG 2012 *J. G. G. G. G.*
Date

Prepared under the direction
of the
CHIEF, ARMY SECURITY AGENCY

1 May 1946
WDGAS-14

~~TOP SECRET CREAM~~

RECORD COPY
FOR INFORMATION ON MATTER

NSA Ltr. RY
S-4762
FBI/DOJ No. 3

Logged	27 MAY 1947
RS-File No.	3549-49
Sub RS No.	97795
Indexed	

*one on shell
with m. and yellow
S-4762*

und ein Rätsel aus dem

Zweiten Weltkrieg

Erst 2010 hat der amerikanische Geheimdienst einen Teil der so genannten TICOM Papers frei gegeben. Sie werfen Licht auf ein rätselhaftes Dokument, das der Schweiz nach dem Zweiten Weltkrieg zugespielt wurde.

Herbst 1948. Der Zweite Weltkrieg ist seit zweieinhalb Jahren vorbei. Deutschland, Europa und weite Teile der Welt liegen in Trümmern. In der Schweiz reibt man sich die Augen und stellt fest, dass man der europäischen Katastrophe unbeschadet entronnen ist. In dieser Zeit erreicht Bern ein umfangreiches Dokument. Geschrieben hat es ein Codespezialist, der sich im Krieg auf deutscher Seite mit verschlüsselten Schweizer Funksprüchen befasst hat. Die wichtigste Botschaft: Nazi-Deutschland konnte den verschlüsselten Funkverkehr der Schweiz mühelos abhören.

Dazu muss man folgendes wissen: Die Schweiz benutzte im Zweiten Weltkrieg deutsche Chiffriertechnik. Zum Einsatz kam die berühmte Enigma Chiffriermaschine, die vor dem Krieg auf dem Markt frei erhältlich war. Es handelte sich um die so genannten «Enigma K», wobei das K für «kommerziell» steht. Das Gerät war eine einfache Version jener Maschine, die im Krieg in Deutschland verwendet und von den Engländern entschlüsselt wurde: Ein elektromechanisches Gerät von ähnlichen Dimensionen und Aussehen wie eine Schreibmaschine. Sie bestand aus einer Tastatur, drei auswechselbaren und einem fest eingebauten Rotor sowie einem Lampenfeld. Deutschland benutzte verschiedene Varianten der Enigma, die meisten hatten zusätzlich ein Steckerbrett, was die Verschlüsselung raffinierter machte.

Verfasser des Dokumentes ist ein gewisser Bruno Kröger aus Kaufbeuren im Allgäu. Im ersten Teil des Dokuments führt er aus, wie sich die Schweizer Enigma knacken lässt. Kröger gibt an, dass fünf bis sechs Arbeitskräfte allein mit der Entschlüsselung der ersten Walze beschäftigt waren, die übrigen beiden Walzen aber binnen einiger Tage entschlüsselt werden konnten. Sein Verdikt zur Enigma K fällt deutlich aus: «Jedenfalls besteht für die Enigma-

Chiffriermaschine Type K keine Möglichkeit, sie in ihrem augenblicklichen Zustand so zu verwenden, dass sie den Sicherheitsansprüchen genügen kann.»

Im zweiten Teil holt Bruno Kröger wesentlich weiter aus und unternimmt den Versuch, allgemeine Regeln für die Sicherheit eines Chiffrierverfahrens aufzustellen. Er geizt nicht mit Einschätzungen zur Sicherheit von Verfahren, wie sie in anderen Ländern verwendet wurden, und gibt sich damit als Vertreter eines Nachrichtendienstes zu erkennen. Erst auf den letzten Seiten kommt er auf den wirklichen Hintergrund seines Briefes zu sprechen: Der Mann sucht Arbeit und bietet der Schweiz seine Dienste an. Sein Arbeitsfeld skizziert er grosszügig weit und möchte es auch auf «Grossindustrie, Grosshandel und Grossbanken ausdehnen, da die von solchen Instituten benutzten Geheimschriften allgemein leicht zu entziffern sind». Allfälligen Bedenken gegenüber einer solchen Beschäftigung will er wie folgt begegnen:

«Sollte ein von mir empfohlenes Geheimschriftverfahren sich trotz Beachtung der Anwendungsvorschriften im Gegensatz zu meiner Beurteilung als von unberufener Seite entzifferbar erweisen, so bin ich bereit, mir einen solchen Irrtum als <bewussten Verrat> auslegen zu lassen.»

Das Dokument war bis vor einigen Jahren weder im Bundesarchiv noch im Militär-geschichtlichen Archiv der Schweiz am Guisanplatz in Bern zu finden. Ein ehemaliger und mittlerweile verstorbener Angehöriger des Schweizer Nachrichtendienstes berichtete mir von diesem Papier, und der damalige Leiter der Abteilung Kryptografie der Schweizer Armee händigte es dann ohne Zögern aus. Aus heutiger Sicht stellen sich eine Reihe von Fragen: Stimmt die beschriebene Methode zur Entschlüsselung? Ist das Dokument echt? Wie hat die Schweiz reagiert? Wer war Bruno Kröger?

Der norwegische Kryptologe Frode Weierud kennt die Dokumente. «Die von Bruno Kröger beschriebene Methode, um die Enigma K zu

entschlüsseln, ist korrekt und ähnlich wie die Methoden, die in Bletchley Park benutzt wurden.»

Gemäss den vorliegenden Auskünften haben die betroffenen Stellen in der Schweiz das Dokument damals als authentisch beurteilt. Doch die Informationen waren für die Schweiz nicht neu. Man kannte die Probleme der Enigma K, und zwar sowohl die prinzipiellen Schwächen auch als auch die Fehler, die man in der Bedienung begehen konnte. Deshalb hatte man noch während des Zweiten Weltkrieges mit der Entwicklung einer eigenen Chiffriermaschine begonnen, die diese Mängel nicht mehr hatte. Sie trug den Namen «Nema» (ein Kürzel für «Neue Maschine»), kam aber erst nach dem Zweiten Weltkrieg zum Einsatz.

Auf das Schreiben aus Kaufbeuren ist man nicht eingetreten. Ob Bruno Kröger eine Antwort erhalten hat, ist nicht bekannt. Bekannt ist hingegen, dass auch die Alliierten die Schweizer Funksprüche knacken konnten und so zum Beispiel bestens im Bild waren über die Verhandlungsposition der Schweizer Regierung bei den so genannten Washingtoner Verhandlungen 1946, wo es um das Raubgold und weitere deutsche Vermögenswerte in der Schweiz ging.

Wer war dieser Bruno Kröger? Sein Name taucht erstmals in einem Dokument auf, das 1997 veröffentlicht worden ist. Es handelt sich um ein Protokoll aus dem Forschungsamt der Reichsluftfahrt, eine der zahlreichen nachrichtendienstlichen Einrichtungen im Dritten Reich.

Im Juni 2010 gibt die National Security Agency NSA erneut Dokumente aus dem Zweiten Weltkrieg frei. Diesmal ist es ein über 1000 Seiten dicker Report, der sogar im Internet publiziert wird. Titel: «European Axis Signal Intelligence in World War II». Es ist der Schlussbericht der TICOM-Kommission, datiert vom 1. Mai 1946. TICOM steht für «Target Intelligence Committee», eine geheime alliierte Gruppe, deren Ziel die Aufklärung der kryptologischen

Aktivitäten von Nazi-Deutschland war. Die TICOM Kommission arbeitete in sechs Gruppen, viele von ihnen dürften ausgewiesene Chiffrierspezialisten gewesen sein.

Zu den wichtigsten Erkenntnissen des TICOM-Berichtes gehörte die Feststellung, dass europäische und vor allem deutsche Kryptoanalytiker nicht in der Lage waren, Kryptografie-Systeme auf höchster Stufe zu lesen. Dazu zählte unter anderem die amerikanische Sprachverschlüsselungs-Maschine mit Codenamen «SIGSALY», welche die Telefonate zwischen Roosevelt und Churchill verschlüsselte, ausserdem die britische «Typex», eine als sicher geltende Rotormaschine. Gleichzeitig aber hielten die TICOM-Teams fest, dass viele Codes und Maschinen auf mittlerem Niveau von den Deutschen geknackt und die Botschaften gelesen werden konnten:

«From an intelligence standpoint the results obtained by the German cryptanalytic successes were important, but not decisive.»

Anhand der TICOM-Interviews konnten die Alliierten feststellen, dass man in Deutschland nichts von den riesigen Operationen im britischen Bletchley Park ahnte, wo am Ende des Krieges über 10'000 Personen arbeiteten und ein grosser Teil des Funkverkehrs der Achsenmächte entschlüsselt wurde, darunter ein Grossteil der Enigma-Nachrichten.

Band 7 des TICOM-Reports befasst sich auf 122 Seiten mit dem Forschungsamt (FA), und hier taucht nun auch der Name von Bruno Kröger auf. Das «Forschungsamt der Luftwaffe» war direkt Hermann Göring unterstellt und diente der NSDAP. Anders als der Tarnname suggerierte, hatte es mit der Luftwaffe nicht das Geringste zu tun. Es operierte unabhängig von den übrigen Diensten, kooperierte aber mit ihnen. Hauptaufgabe war die Besorgung von Informationen durch das Abhören von Telefon, Telegraf und Funkverkehr. Auch die Auswertung von Presse-Erzeugnissen gehörte dazu. Im letzten Kriegsjahr arbeiteten

6000 Personen im Amt an der Schillerstrasse 116–124 in Berlin-Charlottenburg.

Am 9. Mai 1945, einen Tag nach der Kapitulation Deutschlands, fand man die verlassenen Baracken des Forschungsamtes in Kaufbeuren. Hierhin war ein Teil der Aktivitäten evakuiert worden, als sich im Osten die Niederlage abzeichnete. Die TICOM-Spezialisten befragten 20 Mitarbeiter des Forschungsamtes, einer von ihnen war Bruno Kröger, der auch im Personenverzeichnis aufgeführt wird. Demzufolge war Kröger Spezialist für Chiffriermaschinen und soll den russischen «Teleprinter» sowie eine Finnische «Hagelin»-Chiffriermaschine geknackt haben. Neben seinen Aufgaben im Team der war er Verbindungsmann zur Chiffrierabteilung des Oberkommandos der Wehrmacht OKW/Chi, die vom Mathematiker Erich Hüttenhain (1905–1990) geleitet wurde. Diese Abteilung war für die Sicherheit der eigenen Chiffrierverfahren zuständig. Allerdings soll Kröger an vielen Sitzungen gefehlt haben, weil sein Arbeitsplatz nach Breslau, dem heutigen Wroclaw in Westpolen, verlegt worden war, nachdem grosse Teile des Amtes in Berlin durch einen verheerenden Bombenangriff zerstört worden waren.

Nach den vorliegenden Informationen besteht kein Zweifel mehr darüber, wer Bruno Kröger war: ein Kryptografie-Experte eines Nachrichtendienstes des Dritten Reiches, der in amerikanische Gefangenschaft geriet und dort über seine Tätigkeit und seine Verbindungen Rechenschaft ablegte. Die Papiere für die USA und für die Schweiz dürften zur gleichen Zeit entstanden sein.

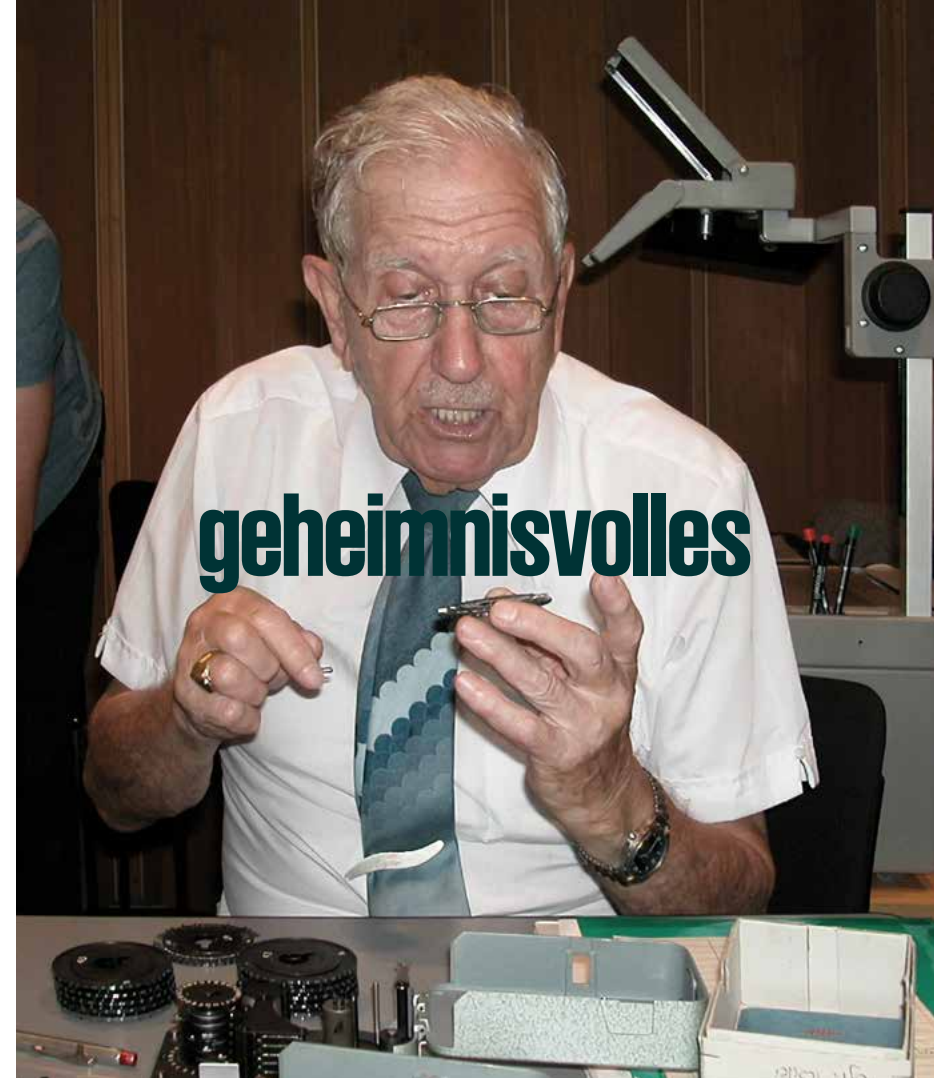
Bruno Kröger war kein Mathematiker, sondern ursprünglich Übersetzer. Dies mag denn auch der Grund dafür sein, dass sein Name nach dem Krieg im Kontext des Chiffrierwesens nicht mehr auftaucht. Der führende Kryptologe des Dritten Reiches, Erich Hüttenhain, wurde nach dem Krieg Leiter der ersten Behörde für Kryptologie, der Zentralstelle für das Chiffrierwesen (ZfCH) des Bundesnachrichtendienstes BND.

Die Akte zum Thema Bruno Kröger und die Schweiz ist noch nicht geschlossen. Längst nicht alle Unterlagen des TICOM Projektes sind heute zugänglich. Vor allem die Gesprächsprotokolle fehlen. Die Referenzen dazu sind vorhanden und es wäre möglich, gestützt auf den «Freedom Act of Information (FOIA)» die Freigabe dieser Daten zu beantragen. Was Bruno Kröger nach dem Krieg gemacht hat, ist unbekannt.

Die erste Fassung dieses Artikels erschien am 9. August 2012 in der Neuen Zürcher Zeitung unter dem Titel «Ein mysteriöses Stellengesuch».

Die Abbildung zeigt das Titelbild von Band 7 der TICOM-Papiere im US-Nationalarchiv.

Ein



geheimnisvolles

Erbe

Oskar Stürzinger war der erste Ingenieur, den Boris Hagelin, Gründer der Firma Crypto AG in Zug, engagierte. Er kannte die Geheimnisse seines Chefs, seine Chiffriergeräte hat der dem Autor vermacht.

Der 25. Januar 2023 war ein strahlender Tag in Monte Carlo und es war gerade warm genug, um am Hafen die Superjachten zu bewundern. Aber die beiden Schweizer waren nicht als Touristen gekommen, sondern hatten um drei Uhr nachmittags einen wichtigen Termin. Boulevard Charles III, so lautete die Adresse des Notariats, wo die beiden erwartet wurden. Pünktlich um drei Uhr führte Monsieur Mathieu die Besucher in sein winziges Büro – die horrenden Immobilienpreise schienen auch an dieser noblen Adresse ihren Tribut zu fordern – begleitet von einem Vertreter der monegasischen Gerichte.

Monsieur Mathieu hatte ein umfangreiches Dossier vor sich und begann daraus vorzulesen: «Es geht um das Erbe von Oskar Stürzinger, der am 23. Juli 2011 in Monaco gestorben ist. Erbberechtigt ist Dominik Landwehr, wohnhaft in Winterthur.» Monsieur Mathieu liest für zwei weitere Minuten mit sinkender Begeisterung aus dem umfangreichen Dokument, hört dann mit der Bemerkung auf, es sei ja alles klar. Es geht um Objekte, die er aus einem Schrank holt: Drei Chiffriermaschinen der Firma Crypto AG aus Zug, die in den Jahren 1952 bis 1975 verkauft worden sind: eine CX-52, das erste Gerät, das der Schwede Boris Hagelin in der Schweiz hergestellt hat, dann die CD-57, die Taschenversion dieses Gerätes, und schliesslich eine HC-520, das erste elektronische Gerät der Firma, er erinnert ein wenig an einen überdimensionierten Taschenrechner.

Die Maschinen wechseln den Besitzer. Ihr Wert wird auf null festgelegt, damit entfällt die Erbschaftsteuer. Dokumente werden unterschrieben, nach rund zwanzig Minuten verlassen die beiden Besucher das Gebäude, die drei Maschinen sorgsam in Luftpolsterfolie eingewickelt und in einer Sporttasche verstaut.

Das Auto wird aus der engen Tiefgarage geholt, nach wenigen Minuten lassen die beiden die monegasische Grenze hinter sich und sind auf der Autobahn in Richtung italienische Riviera.

Es ist das Ende einer Geschichte, die am 20. November 2001 mit einem Artikel in der Neuen Zürcher Zeitung begonnen hatte. Unter dem Titel «Das Rätsel um die ‹Neue Maschine›. Die deutsche Chiffriermaschine Enigma und die Schweiz» zeigte der Autor auf, dass die Schweizer Armee im Zweiten Weltkrieg eine zivile Version des berühmten deutschen Enigma eingesetzt hatte.

Wenige Tage nach dem Erscheinen des Artikels erreicht uns eine kleine maschinengeschriebene Notiz. Ein gewisser Oskar Stürzinger stellt sich vor, er sei 81 und der erste Mitarbeiter des Zuger Chiffriergeräte-Herstellers Boris Hagelin gewesen. Seine Frau sei kürzlich gestorben, beim Swissair-Absturz von Halifax am 2. September 1998 hätte er auch seine einzige Tochter verloren. Sein Angebot, mit mir zu reden, elektrisiert mich, und so kommt es zu einem ersten Treffen im Café des Hotels Central. Dort erfahre ich die Geschichte dieses Mannes: Oskar Stürzinger, erster Mitarbeiter von Boris Hagelin, war bis zu seiner Pensionierung Ende der 1970er-Jahre für die Crypto AG tätig, in den 1950er- und 1960er-Jahren als Entwickler, später als Verkaufsingenieur. Zum Abschluss unseres Gesprächs zieht der alte Herr eine Texttasche unter dem Tisch hervor und überreicht mir ein kleines, aber schweres mechanisches Gerät: das Taschenchiffriergerät CD-57 der Firma Crypto AG. Ende der 1950er-Jahre wurde es massenhaft verkauft, für den Vatikan und den Schah von Persien stellte man sogar eine vergoldete Version her. Stürzinger selbst hatte damals die Firma bei der Entwicklung unterstützt.

In den Gesprächen mit Oskar Stürzinger geht es aber oft weniger um seine Arbeit bei der Crypto AG, sondern um Kryptografie im Allgemeinen. Stürzinger war begeistert von den Entwicklungen, die in der zweiten Hälfte des zwanzigsten Jahrhunderts gemacht wurden. In der Zeit des Kalten Krieges umgab Kryptografie ein

Schleier des Geheimnisses, das galt auch für die Crypto AG. Zwar beruhte das Firmenkonzept darauf, dass der Kunde die Maschinen selbst programmieren musste, aber man wollte gerne ein dramatisches Moment inszenieren: «Wir hatten einen Kunden, der erhielt hundert Geräte per Fracht. Er schickte das Militär zum Abholen. Man musste da etwas Rauch machen, einfach um den Schein zu wahren.» Deshalb schützte man das Firmengelände mit hohen Stacheldrahtzäunen.

Der Kontakt mit Oskar Stürzinger ist bis zu seinem Tod im Jahr 2011 erhalten geblieben. Einmal lag seinem Brief das Foto eines Hauses an der Zürcherstrasse 31 in Winterthur bei. Hier sei er am 5. Dezember 1920 geboren und hierher kehrte er gerne zurück, wenn es seine Reiseplanung erlaubte. Stürzinger hat in seinem Leben an verschiedenen Orten gelebt. Seine Kindheit und Jugend 1927 bis 1945 verbrachte er in Thayngen im Kanton Schaffhausen, während dieser Zeit absolvierte er auch sein ETH-Studium als Maschineningenieur und die Rekrutenschule, später zog er nach Zürich, bis er sich im Kanton Zug niederliess. Nach der Pensionierung Ende der 1970er-Jahre bis zu seinem Tod 2011 lebte er dann in Monaco.

Von seinem Tod erfährt der Autor im Herbst 2011 in einem komplizierten Schreiben des Notariats aus Monte Carlo. Dem Schreiben war zu entnehmen, dass Oskar Stürzinger mir, dem Autor, seine Sammlung von Kryptografie-Maschinen vermacht hat. Worin die Sammlung aber genau bestand, war unklar, ein Inventar fehlt. Offenbar hat der sonst fast pedantisch genaue Ingenieur einen Fehler gemacht, und so zieht sich der Erbgang mehr als zehn Jahre hin.

Im November 2019 meldet sich eine Journalistin der «Rundschau», des bekannten Politmagazins des Schweizer Fernsehens, und erkundigt sich nach Oskar Stürzinger. Sie fragt nach Dokumenten aus seinem Nachlass. Warum diese Nachfrage? Im Nachlass eines anderen verstorbenen Mitarbeiters der Crypto AG sei ein Dokument

aufgetaucht, das die Spekulationen um die jahrelange Zusammenarbeit der Firma mit dem US-Geheimdienst CIA bestätigen würde. Das entsprach nicht ganz der Wahrheit, die Journalistin wollte den wahren Sachverhalt verschleiern: Das Schweizer Fernsehen hatte Einsicht in einen geheimen Bericht. So oder so: Seit den 1990er-Jahren wusste man von diesen Gerüchten, weil sie bei jeder Internet-Recherche auftauchten und die deutsche Wochenzeitschrift «Der Spiegel» 1996 einen ausführlichen Bericht dazu abdruckte. Doch sie tönnten wie viele andere Verschwörungstheorien.

Am 11. Februar 2020 folgt die Enthüllung: Die Rundschau-Reportage belegt hieb- und stichfest, dass die Zuger Firma Crypto AG jahrzehntelang mit amerikanischen und deutschen Geheimdiensten zusammengearbeitet hat. 1970 hatten der amerikanische CIA und der deutsche BND die Schweizer Firma in einer konzertierten «Operation Rubikon» heimlich übernommen. Der BND beendete 1993 die Zusammenarbeit, als der Coup aufzufliegen drohte, doch der CIA soll die Operation bis 2018 weitergeführt haben. Als Quelle wird ein 280-seitiges Dokument angeführt, das von CIA und BND erstellt worden ist und seinen Weg in die Redaktionen von Rundschau, ZDF und Washington Post gefunden hat. Die Enthüllung der Schweizer Journalistinnen wirft in der Folge weit weniger grosse Wellen, als zu erwarten gewesen wäre. Zwar veranlasst der Bundesrat eine Untersuchung, doch die Schweiz ist mit Covid-19 beschäftigt, man steht vor dem ersten Lockdown und es gibt wenig Platz und Aufmerksamkeit für andere Geschichten. Auch das Parlament interessiert sich nur halbherzig für die Enthüllung.

Welche Rolle spielte Oskar Stürzinger in dieser Geschichte? Der Zürcher Journalist Res Strehle, der in den 1990er-Jahren eine umfassende Recherche über die Firma Crypto AG veröffentlicht hat, hatte Zugang zu Teilen des geheimen Dokuments und hat darüber ein Buch geschrieben: Es erscheint im Sommer 2020 unter dem Titel «Operation Crypto. Die Schweiz im Dienste von

CIA und BND», darin ist Oskar Stürzinger eine prominente Figur. Er wird im Geheimpapier von CIA und BND unter dem Tarnnamen «Siegfried» geführt. Es ist bereits das zweite Buch in dieser Sache: «Wir waren 1994 ganz nahe dran, aber uns fehlte das letzte Puzzlestück, um die Zusammenarbeit von Crypto und CIA zu beweisen», sagt er.

Dieser Bericht blendet zurück in die Vergangenheit. Seit den frühen 1920er-Jahren arbeitet Boris Hagelin auf Vermittlung von Alfred Nobel für die 1915 gegründete Cryptograph, 1932 übernimmt er die in A.B. Cryptoteknik umbenannte Firma. Weil die schwedische Regierung Chiffriermaschinen als Kriegsgerät bezeichnet, übersiedelt er 1948 in die Schweiz, um hier ein dort ein Entwicklungslabor für die A.B. Cryptoteknik zu betreiben.

Für kurze Zeit arbeitet er mit Edgar Gretener (1902–1958) zusammen, der später zu seinem Konkurrenten wird. 1952 gründet er eine eigene Firma, die als Crypto AG ins Handelsregister eingetragen wird. Der gute Ruf ihrer Maschinen trägt dazu bei, dass 1955 in Steinhausen ein moderner Fabrikationsbau errichtet wird. Erster Ingenieur bei Crypto ist Oskar Stürzinger, seine Frau wird erste Sekretärin. Stürzinger und Hagelin sind eng befreundet. Stürzinger weiss sehr wohl, dass Boris Hagelin im Zweiten Weltkrieg mehrere Jahre in den USA verbracht hat und sich dort auch mit dem Chefkryptologen des späteren NSA, William Friedman (1891–1969) angefreundet hat. Friedman wiederum stammte, wie Hagelin, aus Russland. Er gilt als genialer Mathematiker und Kryptologe und war einer der Gründer der National Security Agency der USA. Schon während des Krieges hat Friedman Hagelin seinen ersten erfolgreichen Deal vermittelt: die Lizenz für das amerikanische Chiffriergerät M-209. Die US-Army lässt 140'000 Exemplare herstellen und betreibt sie unter dem Namen CSP-1500 (Navy) beziehungsweise M-209 (Armee). Der Erlös ist die Basis für die Firma, die Hagelin nach dem Zweiten Weltkrieg in der Schweiz gründet.

Oskar Stürzinger ist überall dabei. Res Strehle schreibt dazu:

«Er sitzt mit am Tisch, als der NSA-Chefkryptologe Friedman namens <seiner Organisation> Druck auf Hagelin macht, die Liste der vertrauenswürdigen Kundenländer zu bereinigen. Er ist dabei, als Hagelin vor seinem Rückzug Verkaufsgespräche mit dem deutschen und dem französischen Geheimdienst führt. Und Siegfried sitzt auch mit am Tisch, als die Firma 1975 mit Motorola und der NSA berät, welche Microchips des US-Herstellers die Zuger Firma in die unterschiedlichen Gerätetypen einbauen darf. Bis zu seiner vorzeitigen Pensionierung steht er weitere vier Jahre als stiller Mitwisser der Firmengeschichte auf der Lohnliste, man schickt ihn an Tagungen und Messen, er unterhält die Belegschaft mit Anekdoten aus der früheren Zeit – zu sagen hat er in der Firma unter CIA-BND-Führung nur noch wenig. Er fühlt sich zeitweilig von wichtigen Verhandlungen ausgeschlossen, wird frühzeitig pensioniert und zieht ins steuergünstige Monte Carlo».

Auch die Ingenieurin Mengia Caflisch erinnert sich in Strehles Buch an Stürzinger

«Stürzinger war bei uns ein gern gesehener Gast. Er wusste alles über die mechanischen Geräte der Firma mit ihren sechs Rädern. Er war ein älterer leutseliger Herr, dem wir gerne zuhörten, wenn er über die Gründerjahre erzählte; witzig, eifrig. Aber inzwischen war eine ganz andere Technologie gefragt: Elektronik, Hardware, mehr und mehr aber auch Software.»

Oskar Stürzinger bleibt nach der Übernahme der Firma 1970 weiterhin bei der Crypto AG und wird 1979 fröhnpensioniert. Strehle zitiert aus dem Geheimpapier der beiden Nachrichtendienste:

«Tatsächlich haben wir die Firmenleitung veranlasst, sich endlich von einem Mitarbeiter zu trennen, dessen Einordnung in die Firmenhierarchie grosse Probleme bereitete. Er war im Zeitalter der mechanischen Geräte der Entwicklungschef und hatte die

Sprünge von der Mechanik über die Elektrik zur Elektronik schon aufgrund seines fortgeschrittenen Alters nicht mehr nachvollzogen ... Wir entschlossen uns, die Kooperation zu beenden, obwohl wir wussten, dass er bei den anfänglichen Kaufgesprächen mit den Deutschen und den Franzosen mit am Tisch gesessen hatte und somit für die Partner eine gewisse Gefahr darstellte. Retrospektiv war seine Entlassung möglicherweise ein Fehler.»

Damit ist klar: Stürzinger wusste nicht nur über die verschiedenen starken Chiffriermaschinen, er wusste auch von der Kaufabsicht von CIA und BND. Die beiden niederländischen Kryptografie-Spezialisten Marc Simons and Paul Reuvers haben Stürzinger 2008 in Basel im Rahmen der Präsentation der Dissertation des Autors interviewt. Stürzinger erinnerte sich an Besuche von Vertretern der Intercom Associates (IA), die ab Mitte der 1970er-Jahre stattfanden. Bei diesen Gesprächen war Stürzinger zunächst dabei, später schloss man ihn dann aus. Für ihn war klar, dass die Amerikaner Vertreter der National Security Agency NSA waren, und er war frustriert darüber, dass er als erster Angestellter der Firma und ehemaliger Chefindgenieur von den Gesprächen ausgeschlossen war.

War Oskar Stürzinger nun ein Spion von CIA und NSA? Er wusste von den geheimen Abkommen seiner Firma. Er half mit, Geräte mit absichtlich eingebauten Schwächen an Staaten im Nahen Osten, Asien, Lateinamerika und Afrika zu verkaufen. Er hat zeitlebens darüber geschwiegen. Warum? Möglicherweise gab es banale Gründe. Da wäre zunächst einmal die Loyalität seinem Vorgesetzten Boris Hagelin gegenüber, den er zeitlebens bewundert hat. Die Loyalität hat auch den Verkauf der Firma im Jahr 1970 überdauert. Der niederländische Kryptologie-Spezialist Paul Reuvers weist aber noch auf einen anderen Grund hin: Die Welt befand sich im Kalten Krieg, war in Freund und Feind geteilt. Misstrauen gegenüber Staaten ausserhalb der Nato war normal. Es ist möglich, dass Oskar Stürzinger kein schlechtes Gewissen hatte, sondern vielleicht sogar insgeheim stolz auf diese Geschäftsidee war. Reuvers erwähnt,

dass auch andere Firmen an Staaten ausserhalb der Nato bewusst schwächere Geräte verkauft hätten.

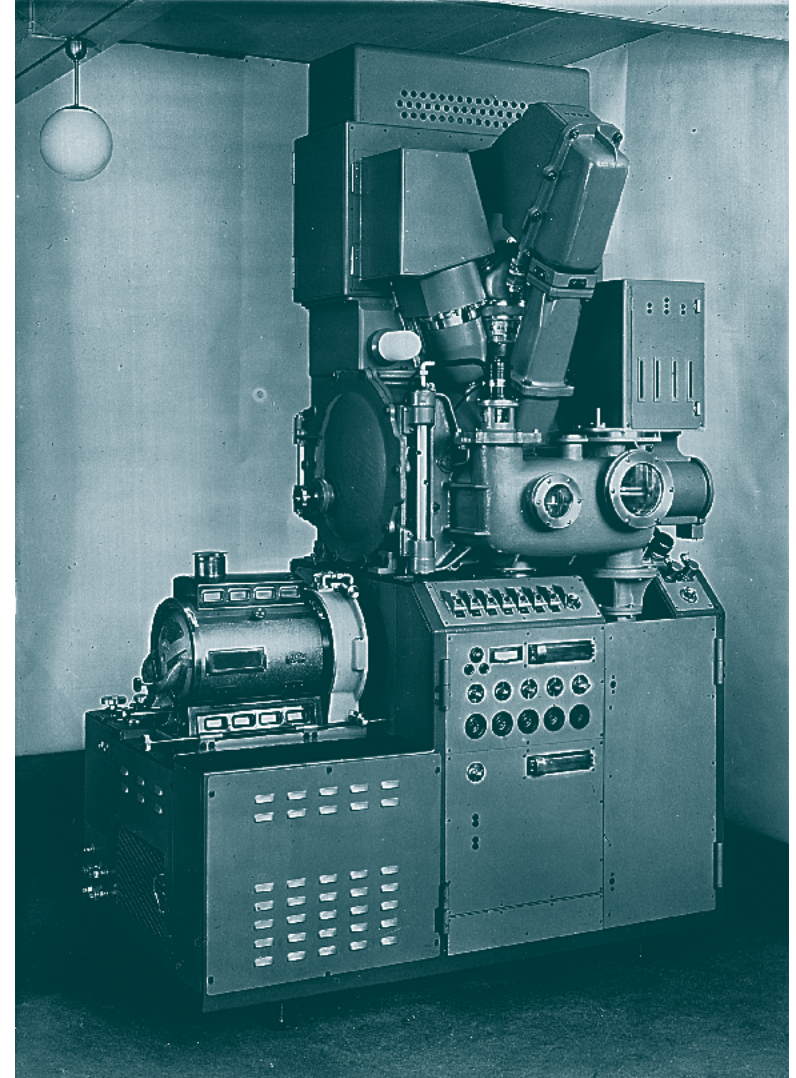
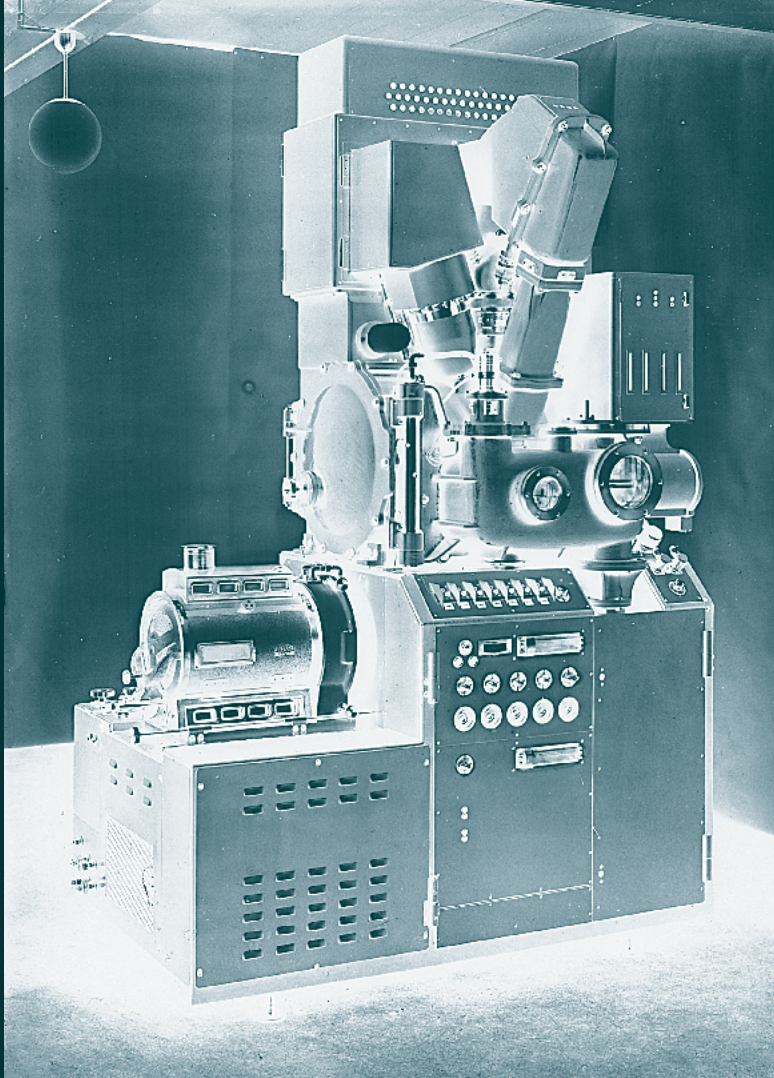
Für mich war Oskar Stürzinger in erster Linie ein Freund, der stets meine Nähe gesucht hat. Zwar konnte ich seinen Gedanken nicht immer folgen, und mein Interesse für die alten Zeiten hatte auch ihre Grenzen. Stürzinger hatte die Entwicklung einer der Schlüsseltechnologien des Computerzeitalters miterlebt und mitgefiebert, als plötzlich revolutionäre neue Methoden auftauchten. Das Bild von ihm, das im Geheimpapier von BND und CIA gezeichnet wird, ist nicht negativ. Er war ein Aussenseiter, der an den analogen Geräten hing und gern darüber erzählte. Ein schrulliger älterer Herr, der in der Vergangenheit gefangen war.

Die Firma Crypto AG und die Cryptoleaks

Die 1952 gegründete Firma Crypto AG in Zug stand jahrelang unter dem Verdacht, mit den US-Geheimdiensten zusammenzuarbeiten, nachdem zu Beginn der 1990er-Jahre der Verkaufingenieur Hans Bühler wegen Spionagevorwürfen in Teheran verhaftet und monatelang festgehalten worden war. 2020 kam die ganze Sache ans Licht: Mehrere Medien veröffentlichten Auszüge aus CIA- und BND-Papieren, die belegten, dass die Zuger Firma von Anfang an bewusst Chiffriergeräte in verschiedenen Stärken produziert hatte. 1970 hatten die Geheimdienste CIA und BND die Crypto AG übernommen. Ziel der als «Intelligence Coup of the Century» bekannt gewordenen Übernahme war, Käufergruppen, darunter mehrere autokratisch regierte Staaten, Maschinen mit manipulierter Chiffriertechnik anzubieten, die von BND und CIA leichter zu entschlüsseln waren. Nach Bekanntwerden dieser Informationen verbot der Bund jegliche Exporte, Hans Bühler war kurz davor, am 27. Juli 2018 verstorben. Bernd Schmidbauer, Kanzleramtsminister unter der Regierung Helmut Kohl, bestätigte und verteidigte in den Medien die Operation, die Welt sei dadurch «sicherer und friedlicher» geworden. Die USA aber äusserten sich nie dazu.

Dieser Artikel erschien als Beitrag im Winterthurer Jahrbuch 2023 unter dem Titel «Ein geheimnisvolles Erbe oder wie ein Ingenieur aus Winterthur zu einem Mitarbeiter des CIA wurde». Das Foto zeigt Oskar Stürzinger bei einer Demonstration der Chiffriermaschinen im Gottlieb Duttweiler Institut in Rüschlikon im August 2002. Foto Dominik Landwehr

Eidophor, Hermes Baby:



Schweizer Erfindungen

1935 kam die Reiseschreibmaschine Hermes Baby auf den Markt. Made in Switzerland – so wie die Kameras von Bolex, die Tonbandgeräte von Revox oder der Fernsehprojektor Eidophor.

Es ist noch nicht lange her, da war Medientechnik aus der Schweiz Weltspitze: John Steinbeck schrieb seine Texte auf einer Hermes Baby aus dem Jura, die Beatles nahmen ihre Songs mit Studer Tonbandgeräten aus Regensdorf auf, und die Eidophor Projektoren aus demselben Ort wurden sogar in der Sowjetunion geschätzt.

Schwarzenburg im Kanton Bern. Die Umgebung ist idyllisch und ländlich: Sanfte Hügel, Bauernhöfe, grüne Weiden, Kühe. Das eingezäunte eingeschossige Gebäude blickt auf eine lange Geschichte zurück und war bis 1998 Kurzwellensender. Heute dient das Gebäude dem Museum für Kommunikation Bern als Depot; es beherbergt wohl die grösste Sammlung von alten Mediengeräten der Schweiz.

Der Raum, in den uns der Museumskurator Rolf Wolfensberger im Frühjahr 2010 führt, ist dem Fernsehen gewidmet. Hier lagern Studiokameras, Magnetband-Aufzeichnungsgeräte, auf einem Holzgestell entdecken wir ein Testbild aus den 60er-Jahren, und ganz zuhinterst stehen vier voluminöse Kasten, die mit dem Namen «Eidophor» angeschrieben sind. «Die Geräte kamen nach dem Konkurs der Herstellerfirma Gretag und der Auflösung des firmeneigenen Museums im Jahr 2004 hierher. Sie sind ein wichtiger Meilenstein in der Geschichte des Fernsehens und der Projektoren, und deshalb sind wir froh, dass wir sie hier haben», erklärt uns Wolfensberger.

Der Name «Eidophor» steht für die Grossprojektion von Fernsehbildern – im Zeitalter des Public Viewing inzwischen eine Selbstverständlichkeit. Während Jahrzehnten stammten die besten und leistungsfähigsten Projektionsgeräte aus der Schweiz. Ihre Geschichte hat die Zürcher Historikerin Caroline Meyer in einer 2009 als Buch veröffentlichten Dissertation aufgearbeitet.

Erfunden wurde der Eidophor vom Zürcher ETH-Professor Fritz Fischer (1898–1947). Die Patentschrift «Anordnung zur Wiedergabe eines Fernsehbildes» wurde 1939 hinterlegt und 1944 anerkannt. Fischers Verfahren basiert auf einem Ölfilm, der von einem Kathodenstrahl im Hochvakuum abgetastet und dabei minimal verformt wird. Das projizierte Bild entsteht, indem der Ölfilm von einer Lichtquelle beleuchtet wird.

Fischer erkannte die Bedeutung des audiovisuellen Sektors. Schon in den 1930er-Jahren bedauerte er, dass die Schweiz die Entwicklung auf diesem Gebiet verpasst hatte. Also schlug er die Schaffung eines «Kompensationsprojekts» vor, um mindestens in einem Gebiet selbst an die Spitze der Forschung zu gelangen. Die Vision dahinter war bestechend: Eidophor sollte Teil eines weltweiten Verbundes werden und die elektronische Verteilung von Kinofilmen ermöglichen. Dieses Kinofernsehen würde aktuelle Filme schnell und günstig auch in entlegene Gebiete bringen. Das Projekt wurde zunächst von der Eidgenossenschaft gefördert und ging dann an den Zürcher Ingenieur Edgar Gretener (1902–1958) und seine gleichnamige Firma. Die Perspektiven waren so überzeugend, dass sogar ein Hollywoodstudio einstieg: Die 20th Century Fox beteiligte sich zunächst am Projekt.

Die Vision des Kinofernsehen scheiterte, unter anderem an der mangelnden Bildqualität, aber auch an der Frequenzzuteilung für die Signalübertragung. Der Rückzug der 20th Century Fox machte den Weg frei für neue Nutzungsperspektiven: Firmen-Fernsehen kam in Mode. Nach dem Tod von Edgar Gretener übernahm die Basler Chemiefirma Ciba die mittlerweile in Gretag AG umgetaufte Firma zunächst als eigenständiges Projekt und setzte das Verfahren für die publikumswirksame Inszenierung von Fernsehbildern an Kongressen und Tagungen ein. Ausserdem vermietete sie das mobile System an Dritte. Ein früher Höhepunkt für Eidophor war sein Einsatz an der Expo 64. Und 1970 integrierte Ciba erstmals Satellitenübertragungen in Eidophor-Präsentationen. Eidophor tauchte im Sport auf, an Universitäten

und im militärischen Kontext, sogar in einem sowjetischen Raumfahrtzentrum soll das Verfahren eingesetzt worden sein. Dabei war Eidophor bei weitem nicht das einzige derartige Verfahren auf dem Markt, doch es lieferte lange Jahre die besten Bilder – allerdings zu einem hohen Preis. Dieser Preis war denn auch der Grund, warum günstigere Systeme das Ende von Eidophor einläuteten.

Ebenfalls in Regensdorf, nur wenige hundert Meter weiter als die Gretag, war eine weitere Firma angesiedelt, die Mediengeschichte geschrieben hat: Studer Revox. Anders als Edgar Gretener war der Firmengründer Willi Studer (1912–1996) aber kein Ingenieur, sondern Radioelektriker. Er erkannte seine Chancen als Hersteller von Tonbandgeräten Ende 1940-Jahre, als er im Untergeschoss eines Zürcher Postgebäudes seine Firma gründete. Der Erfolg stellte sich schnell ein: 1958 zählte die Firma schon 120 Angestellte, 1980 war die Belegschaft auf 1600 Angestellte angewachsen. Willi Studer bediente anspruchsvolle und zahlungsfähige Amateure mit Produkten der Marke «Revox». Legendär ist etwa das Tonbandgerät «Revox A77», das 1977 zum ersten Mal ausgeliefert wurde. Noch wichtiger waren die Profi-Geräte, die unter dem Namen «Studer» vermarktet wurden. Abnehmer waren die Radio- und Fernsehstudios weltweit, bekanntester Kunde waren wohl die Londoner Abbey Road Studios, wo die Platten der Beatles und zahlreicher weiterer Popgrößen aufgenommen wurden.

Die Krise begann Ende der 1980er-Jahre. Während der digitale Markt langsam Fahrt aufnahm, setzte Studer weiterhin auf Analog-Audiogeräte. Auch der Verkauf an das Energieversorgungsunternehmen Motor-Columbus konnte sein Lebenswerk nicht retten, denn es gelang neuen Eigentümern nicht, eine der analogen Technik adäquate digitale Produktpalette anzubieten. Ein massiver Stellenabbau war die Folge. Die Sparten Studer (Profigeräte) und Revox (Consumer) wurden getrennt und Willi Studer musste mitansehen, wie seine einstige Weltfirma zerschlagen wurde. Doch obwohl Firma

und Geräte Geschichte sind, werden die alten Geräte von vielen Sammlern und Audio-Enthusiasten geschätzt. Viele Geräte dürften auch heute noch in Betrieb sein.

Wir reisen vom zürcherischen Regensdorf in den Waadtländer Jura. Hier wurden nicht nur Musikautomaten und Uhren hergestellt, sondern auch Mediengeräte, die die Welt eroberten. Erwähnt man den Namen «Paillard» – lange der grösste Arbeitgeber in der Region von Yverdon – erntet man bei den meisten Schweizerinnen und Schweizern nur Kopfschütteln. Ist aber von einer Hermes Baby-Schreibmaschine die Rede, von einer Bolex-Filmkamera oder von einem Thorens-Plattenspieler, dann geht fast allen ein Licht auf...

Die Familie Paillard stammte ursprünglich aus St. Croix, wo Moïse Paillard 1814 ein Uhrmacheratelier gegründet und sich bald einen Namen als Hersteller von Musikdosen gemacht hatte. Ende des 19. Jahrhunderts weitete man die Produktion auf Walzenphonographen, Grammophone und Schreibmaschinen aus, später kamen Radioapparate dazu. 1920 wurde das Unternehmen in Paillard & Cie. umgewandelt. Auf dem Höhepunkt des Erfolges in den 1970er-Jahren beschäftigte Paillard weltweit 8000 Personen, davon 4400 allein in Yverdon und Umgebung.

Vom einstigen Paillard-Erfolg ist nicht viel übriggeblieben. Wer Yverdon in Richtung Lausanne verlässt, passiert bis vor einigen Jahren im Industriegebiet die Niederlassung von Bolex. Auf einer Geschäftshausetage kümmerten sich noch viele Jahre lang einige Techniker um Bolex-Filmkameras. Einige Jahre wurden noch Kameras hergestellt, doch mit durchschnittlich zwanzig Exemplaren pro Jahr hielt sich die Produktion in bescheidenem Rahmen – kein Vergleich zu früher, als im Laufe der Jahre einige hunderttausend 16mm-Kameras die Werke von Paillard-Bolex verlassen haben dürften.

Paillard hatte die 16mm-Technologie 1930 vom Exilukrainer Jacques Bogopolsky (1895–1962) aus Genf übernommen. Die

16mm-Filmkameras wurden schnell zum Standard für Dokumentarfilm und Fernsehen, denn sie lieferten zu einem Bruchteil des Preises von 35mm-Kameras brauchbare Qualität. Sie waren handlich, was gerade beim Dokumentarfilm ein entscheidender Vorteil war. Der Kundenkreis war gross und international, so dass sich sogar eine englischsprachige Kundenzeitung mit Tipps und Tricks für Amateure und Profis lohnte. Unter den Kunden fanden sich illustre Namen: Marlene Dietrich, Aga Khan und Antoine de St. Exupéry sollen mit Bolex-Kameras gefilmt haben, in neuerer Zeit tauchen die Namen von Jean-Luc Godard, Andy Warhol, Steven Spielberg und David Lynch als Bolex-Benutzer auf.

Ein weiteres Standbein von Paillard & Cie. waren Schreibmaschinen. Verkaufshit war die Reiseschreibmaschine «Hermes Baby», die zwischen 1935 und 1989 hergestellt wurde. Nur sechs Zentimeter hoch, wurde die Hermes Baby gelegentlich auch «Laptop der 60er-Jahre» genannt. Zwar konnte sich das Schriftbild kaum mit teureren Maschinen messen, aber dafür war die Hermes Baby klein, leicht und billig. Die Liste der Persönlichkeiten, die auf einer Hermes-Baby geschrieben haben, liest sich mindestens so eindrucklich wie die Namen der Bolex-Filmer: Ernest Hemingway, John Steinbeck, Friederike Mayröcker, Max Frisch und auch eine gewisse Emmi Creola alias Betty Bossi – alle sollen ihre Texte auf dieser Maschine getippt haben. Der vietnamesische Widerstandsführer Ho Chi Minh nutzte eine Hermes Baby, die er 1941 aus der Schweiz erhalten hatte. Sie steht heute im Museum in Hanoi. Die vietnamesischen Sonderzeichen musste er von Hand einfügen. Der Zürcher Pop-Literat Dieter Meier hat der Hermes Baby sogar ein Gedicht gewidmet:

*«In ihren glänzend grünen Strapsen
Steht Baby auf dem Arbeitstisch
Auch heute wird sie mich verflapsen
Wenn ich betrübt von dannen zieh».*

Überlebt hat aus dem Paillard-Imperium neben Bolex auch der Name Thorens. Thorens war ursprünglich ein selbstständiges Unternehmen, das ebenfalls in St. Croix ansässig war. 1937 kam das Unternehmen zu Paillard, wo man fortan unter dem Namen «Thorens» hochwertige Grammophone produzierte. Unter Hi-Fi-Enthusiasten genossen die teuren Thorens-Geräte einen ähnlichen Ruf wie die hochwertigen Revox-Tonbandgeräte bei den Filmemachern. 1966 trennte sich die Firma von Paillard und wurde selbständig, heute ist sie ein Nischenanbieter für zahlungskräftige High-End-Liebhaber.

Was hat zum Niedergang dieser Firmen geführt? Die Gründe sind vielfältiger, als es auf den ersten Blick scheinen mag. Eidophor war ein aufwendiges und teures Verfahren und bediente einen Nischenmarkt. «Es hat nicht an Versuchen gefehlt, das Verfahren weiterzuentwickeln», sagt ein ehemaliger Ingenieur der Gretag. Aber letztlich war Eidophor ein singuläres Projekt, dessen Zeit auf dem Weltmarkt zu Ende ging. Während Jahrzehnten lieferte Eidophor unbestritten die besten Bilder, allerdings zu einem hohen Preis. «Eidophor war nie richtig rentabel», meint unser 2023 verstorbene Gewährsmann.

Komplexer liegen die Dinge bei Studer-Revox: «Es war die Kollision zwischen dem Siegeszug der Digitaltechnik und einer fehlenden Nachfolgeregelung, die Studer-Revox das Genick gebrochen hat», sagt Roger Lagadec, 1979–1985 Product Manager bei Studer-Revox. Willi Studer war ein Mann der analogen Technik, er verstand sich hervorragend auf die mechanisch aufwändige Kontrolle von Gleichlaufschwankungen und konnte sich nicht vorstellen, dass diese Dinge einmal nicht mehr gefragt sein würden. «Niemand verstand die Brisanz und Brutalität der Mooreschen Kurve, welche die Preise für Digitalschaltungen alle achtzehn Monate halbierte und den Einsatz billiger Mechanik ermöglichte», sagt Lagadec. Innerhalb von zehn Jahren pulverisierten sich die Preise für Audiogeräte, genauso lange dauerte der Investitionszyklus für Profi-Technik aus dem Hause Studer. Konkurrent Sony, für den Lagadec

nach 1985 arbeitete, konnte zwar unbegrenzte Mittel in die Entwicklung der digitalen Audiotechnik investieren, doch auch Sony gelang es nie, auf dem digitalen Audiomarkt profitabel zu werden.

Für den Untergang der Waadtländer Firma Paillard hingegen waren patriarchalische Strukturen einer der Hauptgründe. «Der Erfolg der Firma ging auf zugekaufte Erfindungen zurück. Man verstand sich nicht aufs Entwickeln», sagt der Neuenburger Historiker Thomas Perret.

Die Geschichte stellt den drei Schweizer Firmen kein gutes Zeugnis bei der Bewältigung von Technologie-Entwicklungen aus. Immerhin aber gibt es für dieses Marktsegment auch ein Gegenbeispiel. Der Exilpole Stefan Kudelski (1929–2013) stellte seit Beginn der 1950er-Jahre in Cheseaux-sur-Lausanne unter dem Namen «Nagra» jahrzehntelang mobile Tonbandgeräte her, die bei Film, Fernsehen und Radio weltweit eingesetzt wurden. Kudelski wurde dafür in Hollywood drei Mal bei den «Scientific Technical Awards» mit einem Oscar für Filmtechnik ausgezeichnet. Eine Variante des Gerätes, das «Mini-Nagra», fand auch Eingang in die Welt der Geheimdienste. Anders als Willi Studer fand Kudelski in seinem Sohn André einen fähigen Nachfolger. Dieser erkannte Ende der 1990er-Jahre, dass die Jahre der Firma als Hersteller von Tonbandgeräten gezählt sein würden und etablierte sich fortan mit Spezialprodukten für den Zugang zu Pay-TV. Der Name Nagra lebt weiter und wird heute als Marke für hochwertige digitale Audiogeräte benutzt.

Die erste Fassung dieses Textes erschien am 10. August 2010 unter dem Titel «Swiss made für Kulturtäter». Die im Text genannte Bolex-Werkstatt war zum Zeitpunkt der Schlussredaktion dieses Textes (Frühjahr 2024) nicht mehr in Betrieb. Das Foto zeigt einen ersten Prototyp des Eidophor-Projektors für Fernsehübertragungen auf Grossleinwand 1942. Foto: Bildarchiv der ETH Zürich.

Liebeserklärung an das



Nagra-Tonbandgerät

Für Jahrzehnte waren Tonbandgeräte mit dem Namen «Nagra» aus Lausanne der Goldstandard in der Branche. Das Gerät fand seinen Weg sogar nach Russland. Eine persönliche Hommage an das Nagra-Tonband.

11. November 1985: Als 26jähriger Radiojournalist fand ich mich eines Tages auf dem Rollfeld des Flughafens Zürich-Kloten wieder. An meiner Schulter ein Reportertonbandgerät Nagra E von Kudelski. Es wog gefühlte zehn Kilogramm, in Tat und Wahrheit waren es wohl nur wenig mehr als fünf Kilo. Das Gewicht kümmerte mich in jenen Tagen aber nicht, denn das Nagra-Tonband war mehr wert als jeder Presse-Ausweis: Es legitimierte mich als Radiojournalisten, zusammen mit dem imposanten Sennheiser-Mikrofon, das mehr an einen Rasierapparat erinnerte als an ein Mikrofon.

Die Passagiere des Kreuzfahrerschiffs «Achille Lauro» wurden erwartet. Die Flughafenpolizei erlaubte einer Handvoll Medienvertretern, sie gleich beim Verlassen des Flugzeugs zu befragen. Heute wohl undenkbar, aber damals normal. Die mit Urlaubern voll besetzte Achille Lauro war am 7. Oktober 1985 im südlichen Mittelmeer von einem Kommando der Palästinensischen Befreiungsfront gekapert worden. Die Geiselnnehmer stellten eine Reihe von Forderungen und verlangten unter anderem, dass 50 in Israel inhaftierte Palästinenser freigelassen würden. Zum Zeichen, dass es ihnen ernst war, drohten sie, das Schiff in die Luft zu sprengen. Anschliessend erschossen sie einen behinderten US-Touristen jüdischen Glaubens und zwangen die Besatzung, den Toten im Rollstuhl über Bord zu werfen.

In Kloten begannen die Fluggäste, langsam aus dem Flugzeug zu steigen, und plötzlich wurde mir klar, dass wohl nur der aller-kleinste Teil auf dem besagten Kreuzfahrtschiff gewesen war. Was tun? Es gab keinen anderen Weg, als jeden Passagier in meiner Nähe zu fragen: «Waren Sie auf der Achille Lauro?» Ein unangenehmes Gefühl. Zunächst verneinten alle und wandten sich ab, doch dann bekam ich einige Passagiere vor mein Mikrofon.

Kurz darauf näherte sich ein offensichtlich aufgebrachter Mann und herrschte mich an: «Schämen Sie sich eigentlich nicht?» Ja, ich habe mich geschämt damals. Es war mir unangenehm. Immerhin: Noch einige wenige Fragen, und dann hatte ich genug Material und eilte zurück ins Radiostudio. Das unangenehme Gefühl und der Vorwurf aber hallten nach.

Später im Abhörraum galt es zunächst, das Magnetband auf die grossen Studer-Tonbandmaschinen zu übertragen. Danach hörte ich mir das Material ab. Ringsherum herrschte die sterile Stille unseres Arbeitsplatzes. Damals arbeitete man nicht mit Kopfhörer, stattdessen hatten wir hochwertige Studiolautsprecher. Mir lief es kalt den Rücken herunter: Allein schon die Stimmen, die ich aufgezeichnet hatte, gaben grausige Details und die Angst der Passagiere wieder, die sie in jenen Stunden erlebt haben mussten. Ja, es war unangenehm gewesen, beim Flugzeug zu stehen und die Passagiere zu befragen, aber in meinen Augen hatte es sich gelohnt: Es war mir gelungen, die Emotionen jener Tage einzufangen.

Das Gerät, das ich benutzte, war auch damals etwas Besonderes. Uns war damals bewusst, dass das Nagra-Tonbandgerät der Firma Kudelski in Cheseaux-sur-Lausanne wohl das Beste ihrer Art war. Jeder von uns hütete sein persönliches Leihgerät und musste dafür sorgen, dass es stets einsatzbereit war. Das Gerät war erstklassig, aber wer vergass, eine Tonbandspule einzulegen, kam ohne Aufnahme heim, und natürlich gab es immer wieder Kollegen, denen solche Missgeschicke widerfahren waren. Die maximale Aufnahmelänge für eine Tonbandspule war fünfzehn Minuten, bei einer Bandgeschwindigkeit von 7 ½ Zoll. Theoretisch wäre es möglich gewesen, Bänder mit 30 Minuten Länge zu benutzen. Bei mobilen Einsätzen, die von einem Techniker begleitet waren, wurde das auch gemacht. Hier kamen dann meist zwei Geräte zum Einsatz, womit man auch lange Aufnahmen machen konnte. Es war sogar möglich, die Magnetbänder unterwegs zu schneiden, was wir gelegentlich auch taten. Und dann gab es eine Spezialausrüstung,

um das Tonband mit einem Telefon zu verbinden. Das war technisch einigermaßen anspruchsvoll. Kleine Mobiltelefone, wie wir sie heute kennen, gab es noch nicht, und gelegentlich nutzen wir ein Kofferttelefon, ein so genanntes «Natel» der ersten Generation («Natel» ist der Schweizer Begriff für Mobiltelefonie, er steht für «Nationales Autotelefon»). Diese Technik war äusserst unpraktisch, denn die Gesprächsdauer war auf drei Minuten beschränkt, dann wurde die Verbindung unterbrochen. Der Stückpreis der ersten Natels lag 1980 bei rund 20'000 Franken.

Der Name «Nagra» klang in unseren Ohren damals besonders merkwürdig. Zwar war das Akronym in der Schweiz geläufig, stand aber für etwas Anderes: die «Nationale Genossenschaft für die Lagerung radioaktiver Abfälle». In unserem Fall, so wurden wir belehrt, sei der Name abgeleitet von dem polnischen Wort «nagrać», was «aufgenommen haben» bedeutet – Stefan Kudelski war Pole.

1929 geboren, war Kudelski 1948 in die Schweiz gekommen und hatte der École Polytechnique Fédérale (EPFL) in Lausanne sein Studium begonnen. Mit Aufnahmegeräten befasste er sich schon während des Studiums, allerdings hatte er damals nicht den Audiomarkt vor Augen, sondern suchte nach Speichermöglichkeiten für die neue Computertechnologie. 1951 gründete er seine erste Firma und produzierte sein erstes tragbares Tonbandgerät, das Nagra I, damals noch ohne Transistoren, sondern mit Röhren. In einem Interview in den 1990er-Jahren meinte er, er habe in jenen Jahren nicht viel von Elektronik verstanden, im Zentrum sei die Mechanik respektive die Elektromechanik gestanden. Die Qualität der Aufnahmen muss damals tatsächlich nicht sehr gut gewesen sein, immerhin überzeugte sie aber einige Radiostationen. Eines der Probleme waren die Gleichlaufschwankungen, das so genannte «Wow & Flutter». Hier schafften mechanische Filter zunächst Abhilfe. Der Durchbruch gelang Kudelski mit dem Modell Nagra III, das 1958 auf den Markt kam. Dieses Gerät war mit Transistoren ausgerüstet, damals eine Novität, und besass zudem ein sensibles Messinstrument. Für Energie sorgte ein Satz von neun

handelsüblichen Mono-D-Batterien, von denen jede einzelne 140 Gramm wog. Ein Batteriesatz wog also etwas mehr als 1,2 Kilogramm. Kudelski hatte mit seinem Nagra III auf Anhieb Erfolg und konnte bereits im ersten Jahr 240 Exemplare verkaufen. Das lag auch an einem kleinen Zusatzgerät, das lippensynchrone Aufnahmen beim Film ermöglichte. Damit hatten die Regisseure erstmals ein mobiles Tonbandgerät zur Hand. Es sollte den Film revolutionieren und brauchbare Tonaufnahmen vor Ort ermöglichen. Der mehrfach preisgekrönte Kameramann Walter Lassally (1926–2017) erinnert sich an seine erste Begegnung mit dem Gerät:

«I remember the first time I encountered a Nagra really close-up was in Greece, on one of my Greek films called Maddalena. The sound-man appeared on this pier of this little island where we were shooting, on Antiparos, carrying a Nagra over his shoulder and a small folding-stool, and he sat down and said: <I'm ready!> And I was absolutely amazed, because it was unheard of for the sound to be ready before me. »

Bis in die 1990er-Jahre gehörten Nagra-Tonbandgeräte zur Filmproduktion aber auch zum Radio. Der Erfinder wurde immer wieder geehrt und erhielt drei Mal einen Oscar für Filmtechnik bei den «Scientific and Technical Awards», und zwar in den Jahren 1965, 1977 und 1978.

Kudelski überarbeitete sein Nagra III und ging ab 1970 mit dem Nagra IV auf den Markt, das in zahlreichen Varianten existierte. Neben den Geräten, die für den Rundfunk konzipiert waren, gab es spezielle Geräte für den Film, ein Spezialgerät für akustische Messungen, aber auch eine vereinfachte Variante mit dem Namen Nagra E, wobei auch diese Variante immer noch rund 4000 Schweizer Franken kostete. Das «E» stand für «économique». Für den Film war das Nagra-Tonbandgerät während Jahrzehnten Goldstandard, ebenso wie fürs Radio. So berichteten Journalisten der Olympiade von Moskau 1980 davon, dass Moskau Radio mit solchen Geräten ausgerüstet war.

Eines dieser Nagra-Geräte verdient eine spezielle Erwähnung das Nagra SN. «SN» steht angeblich für «Série Noire». Gemäss Firmenangaben soll Präsident John F. Kennedy Ende der 1960-Jahre die Firma Kudelski kontaktiert und den Wunsch geäussert haben, ein Miniaturtonband für Geheimdienst und Armee zu liefern. In einem Rundfunkinterview äusserte sich Kudelski verhalten: Man wusste, dass die Nagra-Geräte von der US-Regierung benutzt wurden, offenbar hatte es in den 1960er-Jahren auch eine entsprechende Anfrage gegeben. Kudelski bestätigte die Geschichte zwar nicht im Detail, sagte aber nicht ohne Stolz: «Es gab damals kein amerikanisches Produkt in dieser Art, so etwas gab es nur in der Schweiz».

Immerhin, das brieftaschengrosse Nagra SN kam Ende der 1960er-Jahre auf den offenen Markt und in den frühen 1970er-Jahren sogar in einer neuen Version mit extra langsamer Aufnahmege-
schwindigkeit, um Langzeitaufnahmen machen zu können – was immer man damals darunter verstanden haben mag. Es soll zunächst ausschliesslich an die CIA geliefert worden sein, laut Firmenangaben hat man es auch bei den Apollo-Raumflügen eingesetzt. Ob es auf dem Mond war, ist indes nicht belegt. Nach-weislich benutzt wurde es aber von der Stasi. Bei meinem Besuch im Stasi-Museum an der Normannenstrasse konnte ich 2012 ein Nagra SN samt Mikrofon, das in einer Uhr versteckt war, fotografieren können.

Anfang der 1980er-Jahre war das Gerät auch bei Schweizer Radio SRF (damals «Radio DRS») im Einsatz, es trug den Namen Mini-Nagra. Sonderlich beliebt war es bei den Radiojournalisten aber nicht. Die Bedienung war heikel, allein schon das Einlegen der kleinen Tonbandspulen war ein Abenteuer. Währendem beim Nagra III und beim Nagra IV die Magnetbänder direkt geschnitten werden konnten, mussten die Bänder beim Mini-Nagra erst umkopiert werden, was einen zusätzlichen Arbeitsschritt erforderte.

Interessant ist folgende kleine Anekdote, die mir Oskar Stürzinger (1920–2011) berichtet hat. Stürzinger war der erste Angestellte

des schwedischen Chiffriergeräte-Spezialisten Hagelin. Er liess sich Anfang der 1950er-Jahre in der Schweiz nieder und gründete dort die Firma Crypto AG. Als Verkaufsingenieur war Stürzinger jahrzehntelang in der ganzen Welt unterwegs. In den 1970er-Jahren hatte er die Idee, die Chiffriergeräte der Firma zusammen mit dem Nagra SN von Kudelski zu vermarkten. Dabei interessierten ihn vor allem die Kundendaten. Allein, Kudelski hatte kein Interesse und wollte die Adressen seiner Kunden nicht teilen.

Die Nagra-Tonbandgeräte haben ein reiches Nachleben im Film. Zwar ist nicht jedes mobile Tonbandgerät ein Gerät aus Lausanne, aber das Nagra ist oft zu sehen. Ich mache mir ein kleines Vergnügen daraus, bei Spionagefilmen nach diesem Gerät zu suchen und werde nicht selten fündig. So zuletzt im Spionagethriller «The Good Shepherd» von Robert de Niro aus dem Jahr 2006. Bei dem Gerät, das wir im Film sehen, handelt es sich um das Nagra III von 1958. Jeannine Oppewall, Art Director des Films, hatte nach einem Tonband gesucht, dass in den 1960er-Jahren von der CIA benutzt wurde – und fand ein originales Nagra III.

Besonders schön ist das Nagra-Tonbandgerät aber im Film «Blow Out» von Brian de Palma aus dem Jahr 1981. Der Tontechniker Jack Terry, gespielt von John Travolta, sucht zur akustischen Untermalung seines Low-Budget-Horrorfilms ausser einem geeigneten Todesschrei authentische Windgeräusche. Bei seinen Aufnahmen wird er Zeuge eines Unfalls, bei dem ein Mensch ertrinkt. Als er die Tonaufnahmen abhört, schöpft er Verdacht, dass es sich in Wirklichkeit um einen Mord handeln könnte Auch hier spielt ein Nagra III eine wichtige Rolle.

Ebenfalls aus dem Jahr 1981 stammt der Film «Diva» von Jean-Jacques Beineix. Die Handlung spielt in Paris und dreht sich um einen jungen Postboten, der heimlich die Konzerte einer Opernsängerin aufnimmt, die er verehrt. Auch hier ist ein Nagra III zu sehen. Ist es Zufall, dass in allen drei Filmen das ältere Gerät der Nagra-Serie zu sehen ist? Es dürfte vermutlich am Design liegen,

denn das Design des Nagra III besticht durch seine Einfachheit. Anders als später überwiegen die runden Formen und die dunkle Farbe. Beim Nachfolgemodell, dem Nagra IV, wurde ein nüchternes, technisches Design gewählt: silbrige Oberfläche mit einer Vielzahl von beschrifteten Knöpfen und Reglern sowie ein Griff zum Tragen. Trotz ihrer Vielzahl wirkt die Anordnung der Nagra-Geräte ruhig und aufgeräumt. Speziell ist die Miniaturausgabe, das Nagra SN. Vor allem die Anordnung der Magnetköpfe ist äusserst gedrängt. Sofort ins Auge springt die rote und grüne Farbe der beiden Tonbandspulen. Das Mini-Nagra ist denn auch als Designobjekt zusammen mit dem Nagra III und dem Nagra IV in der Sammlung des Museums für Gestaltung in Zürich zu finden. Die Formensprache der alten Geräte wird in den digitalen Aufnahmegeräten, die heute von Nagra-Audio verkauft werden, aufgegriffen.

Als André Kudelski Anfang der 1990er-Jahre die Firma von seinem Vater Anfang übernahm, war längst klar, dass die Zeit der analogen Tonbandtechnik vorbei war und digitale Geräte bald zu einem billigen Massenprodukt werden würden. André Kudelski hat sich anderen Geschäften zugewandt, sein Name steht heute für digitale Sicherheitstechnik.

Die Nagra Tonbandgeräte werden trotzdem weiterhin verkauft und vor allem gewartet. Mittlerweile gibt es sogar eine Serie von digitalen Aufnahmegeräten mit dem Namen Nagra. Zum Firmenumsatz trägt diese Sparte nur wenig bei, André Kudelski führt den Zweig aus Respekt vor dem Lebenswerk seines Vaters fort.

Was ist das Geheimnis des Erfolgs von Stefan Kudelski? Ich denke, der polnisch-schweizerische Unternehmer hatte sich von Beginn auf einen Nischenmarkt konzentriert: den Markt für mobile professionelle Tonaufnahmegeräte. Hier war er zunächst allein und konnte sich Zeit lassen, seine Produkte zu verbessern. In dieser Pionierphase wurden das Nagra I und das Nagra II produziert, wobei das Nagra I sogar noch einen Röhrenverstärker hatte. Der Markt für Profi-Geräte war nicht sehr gross und nicht zu vergleichen mit dem Massenmarkt, der

ab den 1950er-Jahren von zahlreichen Firmen, darunter Grundig, Philips, Loewe-Opta oder Uher, bearbeitet wurde. Kudelski zielte mit seinen Geräten auf die Profis, und seine Nagras dürften rund zehnmal so viel gekostet haben wie die einfachen Tonbandgeräte. In diesem Profimarkt konnte sich Kudelski bis zur Digitalisierung behaupten.

Mit dem Nagra-Tonbandgerät verbindet mich eine weitere persönliche Geschichte: Es war in den 1980er-Jahren, als ich beim Schweizer Radio arbeitete, das Gerät der Wahl. Wir benutzten das Nagra E. Natürlich hätten wir auch hochwertige Kassettengeräte benutzen können, die zur Verfügung standen. Doch wer jemals mit einem Nagra arbeiten durfte, hat gerne auf andere Modelle verzichtet – zu gross war der Qualitätsunterschied. Nur das Gewicht hat uns zu schaffen gemacht. Kollege Konrad Tönz (1939–2015), der es dank seinen regelmässigen Auftritten als Schweizer Korrespondent von «Aktenzeichen XY ... ungelöst» zu einiger Prominenz gebracht hat, hat noch das alte Nagra III benutzt. Diese Modellserie wurde in den späten 1980er-Jahren beim Radio Studio Zürich ausgeschieden und ich konnte es damals für 200 Franken samt einem monströsen Sennheiser Mikrofon erwerben. Seither nimmt es einen Ehrenplatz in meiner kleinen Sammlung ein. In den 1990er-Jahren habe ich es bei Medientrainings noch eingesetzt, inzwischen ist die Gummiandruckrolle zerbröselt und muss ersetzt werden. Ich bin aber überzeugt, dass das Gerät mit einer neuen Rolle genauso gut arbeiten würde wie vor dreissig Jahren.

Heute benutze ich für meine Podcasts digitale Geräte. Dazu gehört etwa ein Audio-Recorder von Zoom, er kostet weniger als 300 Franken. Kapazität und Qualität sind mit einem analogen Gerät nicht zu vergleichen. Und doch überkommt mich bei jeder Benutzung etwas Nostalgie und ich sehne mich nach dem Anblick der drehenden Spindeln und der zuckenden Analoganzeige ...

Dieser Artikel erschien zuerst 2020 in der Festschrift für Wolfgang Hagen «Stimmen hören». Das Bild zeigt ein Detail eines Nagra III, das 1958 auf den Markt kam. Das abgebildete Gerät war bis in die frühen 1980er Jahre beim Schweizer Radio im Einsatz.

Gianni Andreoli



und sein Wolkenprojektor

Der Eidophor aus der Schweiz war während Jahrzehnten weltweit der beste Projektor für Grossanlässe. Seine Super-Lampe wurde auch im Wolkenprojektor Spotlight eingesetzt.

Als Neil Armstrong am 20. Juli 1969 als erster Mann seinen Fuss auf die Mondoberfläche setzte, blickten die Ingenieure im Mission Control Center der NASA in Houston auf Bilder, die ein Schweizer Projektor lieferte: der Eidophor. Er war damals das Beste, was man auf dem Markt finden konnte, der Rolls-Royce unter den Projektoren für Fernsehbilder.

Schon in der Frühzeit der Entwicklung der Fernsehtechnologie in den 1930er-Jahren hatte man von Übertragungen in grosse Säle geträumt, so wie man das vom Kino gewohnt war. «Kinofernsehen» hiess das Zauberwort. Anders als für die Heimgeräte, die mit einer Kathodenstrahlröhre ausgerüstet waren, fehlte aber die Technologie. Dies war der Ausgangspunkt der Überlegungen des ETH-Ingenieurs Fritz Fischer (1898–1947), Leiter des 1933 für ihn eingerichteten Lehrstuhls für technische Physik und zugleich Vorstand in der Abteilung für industrielle Forschung AFIF an der ETH Zürich. Fischer, der zuvor bei Siemens-Halske in Berlin wichtige Erfahrungen gesammelt hatte, erkannte, dass die Schweiz in diesem Bereich im Rückstand war, und schlug die Entwicklung eines Grossprojektors vor, um diesen Rückstand aufzuholen.

Die vier bekannten Lösungsansätze jener Zeit befriedigten ihn nicht. Kathodenstrahlröhren, wie man sie in Fernsehgeräten nutzte, lieferten zu wenig helle Bilder; Lampendisplays mit bis zu 10'000 Lampen hatten eine zu niedrige Auflösung; das sogenannte Zwischenfilmverfahren war absurd aufwendig; Projektoren mit dem so genannten «Optomechanischen Scophony Verfahren» mit rotierenden Spiegeln setzten sich mangels Bildqualität auch nicht durch.

Fischer setzte auf die Lichtventil-Technik. Dabei wird ein Elektronenstrahl auf einen Hohlspiegel gelenkt, der mit einer dünnen Ölschicht

bedeckt ist. An den getroffenen Stellen wölbt sich das Öl ein wenig und sorgt für Helligkeitsunterschiede. Diesen Spiegel beleuchtet man mit einer intensiven Lichtquelle, das Licht wird reflektiert und über ein Barren- und Linsensystem nach aussen geleitet. Das Ganze hört sich nicht nur kompliziert an, auch die Umsetzung war anspruchsvoll. Der Prozess spielte sich unter Hochvakuum ab, benötigte Hochspannung von bis zu 20'000 Volt und erforderte ein Öl mit spezieller Viskosität sowie extrem helles Licht.

Ein erster Prototyp wurde 1943 gebaut, ein zweiter folgte wenig später. Der Projektor beanspruchte zwei Stockwerke im Institut, später folgte ein dritter Prototyp. Kurz vor der Präsentation Ende 1947 starb Fritz Fischer.

In der Fachwelt stiess das Gerät sofort auf Interesse, vor allem in den USA. Mit der Firma von Edgar Gretener, der Fischer aus seiner Zeit bei Siemens-Halske kannte, fand man einen Industriepartner. Nun rückte die Vision vom Kinofernsehen in greifbare Nähe, und mit der Twentieth Century-Fox Film Corporation, der späteren 20th Century Fox, trat ein potenter Partner aus der Filmbranche auf den Plan. 1950 unterschrieb Gretener einen Exklusiv-Vertrag, in dem er der Filmproduktionsgesellschaft aus Los Angeles bis 1958 die exklusive Nutzung der Eidophor-Technologie garantierte. 1000 Kinosäle in den USA sollten mit dem Projektor ausgerüstet werden. Doch diese Vision wurde nie realisiert, das Heimkino gewann an Bedeutung, der US-Partner wollte in den Kinos Bilder im Cinerama-Format sehen und verlangte Farbe statt Schwarzweiss. Zudem verhinderten gesetzliche Regelungen die Zuteilung der notwendigen Übertragungskapazitäten.

Gretener hatte die Probleme kommen sehen und entwickelte neue Perspektiven. «Closed Circuit Television», abgekürzt CCTV, hiess die Lösung: Grossprojektionen bei Events. Es gelang Gretener, seinen Luzerner Schulkollegen Robert Käppeli, den technologie-begeisterten Chef der Ciba, als Mehrheitsaktionär zu gewinnen. Nach Greteners Tod 1958 wurde die Firma in Gretag AG umbenannt

und ging in neue Hände über, federführend war jetzt der Basler Chemiekonzern Ciba, der das Unternehmen zunächst als Tochtergesellschaft führte und nach der Fusion mit Geigy vollends übernahm.

Mit einem Paukenschlag präsentierte 1958 der jährliche Kongress der «American Association for the Advancement of Science» (AAAS), Herausgeberin der renommierten Wissenschaftszeitschrift «Science», vor 5400 Wissenschaftlern das neue Projektionssystem. Die Geräte hatte die Ciba bereitgestellt und wurde entsprechend verdankt. Ein Jahr später folgte anlässlich des 75-Jahr-Jubiläums in Basel eine weitere Grosspräsentation des Eidophor.

Wissenschaftsveranstaltungen namentlich in der Medizin gehörten fortan zum Kerngeschäft, und lange vor der Einführung des Farbfernsehens lieferte Eidophor auch farbige Bilder. Internationale Medizinkongresse machten mit Übertragungen von Herzoperationen von sich reden, so wurde 1970 an einem Kongress unter dem Titel «Medizin Interkontinental» eine Herzoperation von Huston und San Antonio live nach Davos und parallel dazu nach Badgastein übertragen. Die NASA erwarb gleich 34 der kostspieligen Eidophor Projektoren für ihr Apollo-Programm und begleitete die erste Mondlandung 1969 mit einem Eidophor. Auch die Sowjetische Raumfahrt wusste das System zu schätzen und installierte es im Kosmodrom Baikonur. Beim Neubau des Super-Domes in New Orleans 1971, einem der grössten Sportstadien weltweit, wurden sechs Geräte integriert. Weitere Anwendungen gab es im Militär und in der Simulationstechnik.

Mit Preisen von 600'000 bis 900'000 Schweizer Franken war der Eidophor teuer. 1989 waren weltweit nur gerade 600 Projektoren im Einsatz. Die meisten Projekte wurden mit Mietgeräten realisiert, was auch die grosse Liste von Anwendern erklärt: So nutzte der Prediger Billy Graham Eidophor für seine Europatournee, der Dalai Lama übertrug seine Reden damit, die Päpste nutzten den Eidophor, und in den 1970er-Jahren waren die Geräte auch beim European Management Forum, dem Vorläufer des WEF in Davos im Einsatz.

Ab Mitte der 1980er-Jahre tauchten kleine und billige Halbleiterelemente auf, mit denen sich leistungsfähige Projektionen realisieren liessen «Digital Light Processing» (DLP) hiess eine neue Technik, die von Texas Instruments entwickelt wurde. Mikrospiegel DMD (Digital Micromirror Device) lenkten das Licht und produzieren helle und kristallklare Bilder. Inzwischen wird auch die LCD-Technik (Liquid Cristal Display) eingesetzt. Dass Eidophor bald ausgedient haben würde, war allen klar, erinnert sich ein ehemaliger Kadermitarbeiter der Gretag AG. Eidophor Geräte waren äusserst robust und wurden bis 2000 noch gewartet, zwei Jahre später wurde die Gretag liquidiert. Firmen wie Panasonic oder Barco stellen heute äusserst leistungsstarke Projektoren her, inzwischen treten riesige LED-Displays mehr und mehr an die Stelle von grossen Projektionen.

Spotlight – ein Wolkenprojektor

Hauptattraktion der Weltausstellung für Fotografie in Luzern 1952 war ein 62 Meter hoher Turm. An seiner Spitze befand sich ein Projektor, der auf die Hauswände am Luzerner See Quai einfache Bilder mit Texten wie «Die gute Milch» oder das Firmenlogo «BANAGO» projizieren konnte. Erfinder war der Tessiner Ingenieur Gianni Andreoli. Beim Aufbau stürzte er schwer und verbrachte lange Zeit liegend im Spital. Während seiner Genesung soll er beim Blick in die Wolken die Idee für einen Wolkenprojektor entwickelt haben. Was ihm fehlte, war eine ultrastarke Lichtquelle. Diese lieferte ihm Edgar Gretener. Er hatte um 1950 für das Eidophor-Projekt eine modifizierte Kohlenbogen-Lampe entwickelt, die den Namen «Ventarc» trug. Die Steigerung der Intensität wurde unter anderem durch das Einblasen von zusätzlicher Luft in den Kohlebogen erzielt, was dem System auch den Namen gab. Beim Eidophor wurde die aufwendige Konstruktion später durch eine moderne Xenon-Lampe ersetzt.

Der «Spotlight» mit der Ventarc-Lampe von Gretener war ein Projekt der Superlative. Er konnte über eine Distanz von bis zu sechs Kilometern monochrome Bilder auf Felswände oder Wolken mit

einer Seitenlänge von bis zu tausend Meter projizieren. Der Projektor hatte die Form einer Mondrakete und sorgte schon dadurch für Aufsehen. Er war auf einem knallroten Bedford Lastwagen montiert und führte im Anhänger einen Generator mit. Der Lichtstrahl hatte eine derart hohe Energiedichte, dass die Operatoren ihre Zigaretten daran anzünden konnten. Wegen der enormen Hitze konnten nur Metallschablonen, so genannte Gobos, als Vorlagen benutzt werden. Seinen spektakulärsten Auftritt hatte das merkwürdige Gerät aber an der Winterolympiade 1956 in Cortina di Ampezzo.

Verpackt war diese Technik in eine drehbare Konstruktion, das Ganze war auf einem Bedford-Lastwagen montiert. In der Schweiz waren Bedford Lastwagen von General Motors damals sehr beliebt, sie wurden in einer Fabrik in Biel montiert. Warum aber wählte Andreoli eine Rakete als Form für seinen Projektor? Andreoli war eigentlich Aviatik-Ingenieur, und vermutlich hat er sich auch für die Raketentechnik interessiert. Zudem spielte die Raumfahrt in der Technikbegeisterung der Nachkriegszeit eine wichtige Rolle.

Nazi-Deutschland hatte mit der Konstruktion der V1- und V2-Raketen den Stein ins Rollen gebracht, Der Erfinder der V2 (mit vollem Namen «Vergeltungswaffe»), der deutsche Raketenkonstrukteur Wernher von Braun, konnte nach dem Krieg in die USA übersiedeln und arbeitete bei der NASA als Ingenieur. Seit den 1920er-Jahren hatte er sich mit Raketentechnik befasst und war schon als Gymnasiast bei einer PR-Aktion zu Fritz Langs UFA-Film «Die Frau im Mond» anwesend gewesen, als der Raketenpionier Hermann Oberth eine Flüssigkeits-Rakete zu starten versucht hatte.

Extreme starke Scheinwerfer gab es schon vor dem Spitlight. Bevor sich Radar durchsetzte, war man beim Aufspüren feindlicher Flugzeuge im Nachthimmel auf gewaltige Scheinwerfer angewiesen. Im Zweiten Weltkrieg nutzte man solche Scheinwerfer, die Deutschen suchten mit ihren Flakscheinwerfern den nächtlichen Himmel ab, die Briten spürten mit ihren «Central Defence Lights» feindliche Flugzeuge auf, und auch die Schweiz besass solche

Suchscheinwerfer. Der Richtstrahl leuchtete mehr als zwölf Kilometer weit, Strom musste auf mitgeführten Generatoren produziert werden. Diese Systeme nutzten leistungsstarke Kohlenbogenlampen. Andreoli muss sie gekannt haben, und seine Idee war, solche Lichtquellen für Projektionen zu nutzen. Sie konnten das Licht bündeln, verfügten aber noch nicht über ein komplexes Linsensystem, das Gianni Andreoli im Folgenden entwickelte.

Die Konstruktion seines Spitlight war eine Pionierleistung. Zwar hat Andreoli für die Erfindung keine eigenen Patente angemeldet, aber er hat die Technologie seiner Zeit gut gekannt und innovativ eingesetzt. Es gab damals auf der Welt nichts Vergleichbares.

Dem Spitlight war allerdings kein anhaltender Erfolg beschieden, er konnte sich auf dem Werbemarkt, für den er konzipiert war, nicht durchsetzen – Andreoli war Erfinder, kein Geschäftsmann. Der Erfinder musste seinen Projektor vor dem Investor, einem bekannten Schweizer Geschäftsmann, verstecken, der Spitlight geriet in Vergessenheit und rostete fast zwanzig Jahre in einer Luzerner Karosseriewerkstatt vor sich hin. Mitte 1980er-Jahre fand dann der Technikjournalist Claude Settele den Spitlight auf einem Abstellplatz und vermittelte ihn ans Technorama Winterthur. Als man das einstige Technikmuseum in ein Science Center umwandelte, hatte man für den Spitlight keine Verwendung mehr und er verschwand im Lager. Von 2014 bis 2019 versuchte der Winterthurer Elektroniker Mark Ofner, eine private Trägerschaft aufzubauen, 2019 konnte das Enter Technikwelt Solothurn den Spitlight erwerben und liess ihn renovieren. Seit der Neueröffnung des Museums in Derendingen im Dezember 2023 ist der renovierte Spitlight Blickfang für die Gäste. Im Schaulager des Museums kann man sich neben Computern, Chiffriergeräten und Autotelefonen auch den Eidophor sehen, der dem Spitlight einst den Weg gebahnt hatte.

Die erste Fassung dieses Artikels erschien am 4. April 2021 in der NZZ am Sonntag unter dem Titel «Live Bilder im Kinosaal». Die Abbildung zeigt den Spitlight-Projektor an den Olympischen Winterspielen in Cortina d'Ampezzo von 1956 bei seinem grossen Auftritt. Foto Enter Technikwelt Solothurn (Nachlass Gianni Andreoli)

Literatur für alle:



Das Gratisbuch von 1971

Es war eine kleine Sensation: Zwei junge Kulturschaffende, Theo Ruff und Peter K. Wehrli, gestalteten 1971 ein Buch mit fünfzig Texten von Schweizer Autoren und Autorinnen und verteilten es gratis in der ganzen deutschen Schweiz.

Einer der beiden Organisatoren war Peter K. Wehrli, der später unter dem Kürzel «PKW» bekannt wurde. Er ist 1939 geboren und wurde 2024 86jährig. Wehrli arbeitete sein Leben lang beim Schweizer Fernsehen, machte sich aber auch einen Namen als Autor mit einem einzigen Werk, dem «Katalog von allem», einer Art Tagebuch, das er seit mehr als 50 Jahren nachführt.

Wir treffen den Schriftsteller in seiner Wohnung im vierten Stock an der Zürcher Weinbergstrasse. «Die Treppen sind mein tägliches Fitnessprogramm», erklärt er uns in seiner Wohnung, wo er auf drei Etagen Tausende von Büchern und Kunst sammelt. Peter K. Wehrli berichtet, wie er 1971 auf das ungewöhnliche Projekt aufmerksam wurde: «Ich sah ein Plakat in der Zürcher Galerie Stummer, das nach Texten von jungen Autoren suchte.» Initiant war der 1948 geborene Theo Ruff. Mit ihm verstand sich Wehrli sofort, die beiden zogen die Aktion als Team durch. «Wir wollten damit eine Idee der 1968er-Generation umsetzen und die Kultur demokratisieren», erinnert sich Ruff heute. Er war damals 22 Jahre alt und studierte an der Universität Zürich Germanistik und Kunstgeschichte.

Was war das für eine Zeit, diese frühen 1970er Jahre? Wehrli war 1971 bereits 32 Jahre alt, er hatte sein Germanistikstudium zugunsten eines attraktiven Angebots des Schweizer Fernsehens abgebrochen. «Ich beschäftigte mich damals mit dem Dadaismus». Die letzten Vertreter dieser Kunstrichtung lebten noch, Hans Arp (1886–1966), Hans Richter (1888–1976) und Walter Mehring (1896–1981), letzterer wohnte sogar in Zürich und war nachmittags im Restaurant Kronenhalle oder im Café Odeon anzutreffen. «Der Kontakt mit diesen Künstlern war unheimlich bereichernd», erinnert sich Wehrli.

Die Einsendungen, die Theo Ruff und Peter K. Wehrli auf die Ausschreibung hin erhielten, waren enttäuschend. «Das meiste waren Texte von jungen Leuten zwischen 15 und 25 Jahren. Wir gaben den Texten damals den Namen «Weltschmerzlyrik»», sagt Wehrli. Also entschied man sich, Autoren direkt anzuschreiben. Diesmal war die Reaktion und das Ergebnis positiv. Texte von bekannten Autoren trafen ein: Peter Bichsel, Beat Brechtbühl, Walter Matthias Diggelmann, Jürg Federspiel und Max Frisch hatten geschrieben, Hans Rudolf Hilty, Ludwig Hohl, Hugo Loetscher, Kurt Marti und Clemens Mettler schickten Texte, Adolf Muschg, Paul Nizon und Jürg Steiner schickten Unterlagen. Die beiden Initianten hatten aber auch weniger bekannte Autoren angeschrieben, wie Hanspeter Blatter, Ernst Eggimann, Felix P. Ingold, Urban Gwerder, Hans Manz und Manfred Schwarz. Unter den Namen finden sich gerade einmal zwei Autorinnen: Erika Burkart und Gertrud Wilker. «Es war nicht Absicht, aber uns fehlte damals einfach das Bewusstsein für diese Frage», meint Wehrli heute. «Wir kannten wenige Frauen, die literarisch tätig waren», ergänzt Theo Ruff im Telefongespräch. Die Seiten von Friedrich Dürrenmatt sind im Buch weiss geblieben, die Herausgeber empfahlen Ihren Leserinnen und Lesern, sie als Notizpapier zu benutzen. Was war geschehen? «Dürrenmatt hat einfach nicht auf unsere Anfrage geantwortet, wir rechneten aber fest mit seinem Text». Später stellte sich heraus, dass es keine böse Absicht war: Dürrenmatt hatte schlicht und einfach vergessen, die Anfrage zu beantworten.

Besonders stolz war man auf den Text von Hugo Loetscher. Der Schriftsteller und Journalist hatte 1965 für das Schweizer Fernsehen einen Film über Portugal gedreht, Titel: «Ach, Herr Salazar». Das Land litt damals unter der Diktatur von Antonio de Oliveira Salazar (1889–1970), der sich in seinem Estado Novo, dem «neuen Staat», auf die Grossgrundbesitzer, die Militärs und die einflussreichsten Familien stützte. Politische Aktivität war verboten, das Volk sollte in Unmündigkeit gehalten werden. Die Nelkenrevolution vom 25. April 1974 setzte der faschistischen Herrschaft ein Ende und ebnete den

Weg für die Unabhängigkeit der portugiesischen Kolonien in Afrika. Loetschers Film war ein engagiertes Plädoyer für die Freiheit. Die portugiesische Botschaft hatte vom Vorhaben des Schweizer Fernsehens erfahren und beschwerte sich dort, darauf stoppte die Direktion den Film. Hugo Loetscher stellte den Text des umstrittenen Filmes dem Buch zur Verfügung:

*«Ach Herr Salazar, bald sind es vierzig Jahre, dass sie regieren.
Wer dem Land so lange dient, muss es lieben.
Der Namen sind so viele, so viel es Sehenswürdigkeiten gibt.
Dies aber, Herr Salazar, ist ihre Sehenswürdigkeit.
Die Festung von Caxias, siebzehntes Jahrhundert,
mit politischen Gefangenen des zwanzigsten.»*

Hugo Loetscher konnte nach diesem Vorfall bis zur Nelkenrevolution nie mehr nach Portugal reisen. Aber er verarbeitete den Rückzieher des Fernsehens in seinem 1975 erschienenen Roman «Der Immune»:

«Der Programmdirektor las halblaut die Stichworte: Folter, Geheimpolizei, politische Gefangene, Zensur, Demokratie. Aber das sei noch nicht alles. Er hielt eine Broschüre in die Höhe: «Die Konzessionsbestimmungen». Nach diesen Konzessionsbestimmungen darf ein fremdes Staatsoberhaupt nicht beleidigt werden. Es hiess später allerdings auch, der Direktor habe nicht die Konzessionsbestimmungen in der Hand gehabt, sondern ein Jagdpatent.»

Vom Gratisbuch der beiden Initianten Theo Ruff und Peter K. Wehrli wurden 40'000 Exemplare gedruckt, die sie gemeinsam mit Freundinnen und Freunden verteilten. Wer hat das Projekt damals bezahlt? Lange haben die beiden ein Geheimnis daraus gemacht. Das gab dem Gerücht Auftrieb, Moskau würde dahinterstecken – eine beliebte Unterstellung in den Jahren des Kalten Kriegs, gerade gegenüber jungen Kulturschaffenden. Später wurde klar: Theo Ruff hatte die Kosten mit dem Geld aus einer Erbschaft beglichen und die 30'000 Franken für die Druckkosten übernommen.

Die Verteilung des Gratisbuches kündigten die beiden mit einer kleinen Provokation an und schrieben in einem Flugblatt:

«Bücher haben mit Dirnen eines gemeinsam: Man nimmt sie ins Bett. Werden Sie ein Bücher-Freier: Kommen Sie am nächsten Samstag, 20. November 14h auf den Helvetiaplatz zur Verteilung des Gratisbuchs».

Die Lesung auf dem Platz wurde gleich als «Monsterlesung» angekündigt, denn ein Grossteil der Autoren, so wurde versprochen, würde bei der Verteilung anwesend sein. Die Aktion wurde insgesamt sehr positiv aufgenommen. So meldete sich zum Beispiel nach einem Radiointerview ein Fuhrunternehmer und stellte einen Lastwagen für eine Lesung am Zürcher Helvetiaplatz zur Verfügung. Der Erfolg war so gross, dass nach drei Jahren eine neue Auflage gedruckt werden musste. Inzwischen waren es rund sechzig Texte, die im Buch versammelt waren. Das Buch erregte grosses Aufsehen, auch die internationale Presse berichtete. So schrieb der San Francisco Chronicle am 25. November 1971 «A Swiss Book named «Gratis» und drei Monate später, am 10. Februar 1972, doppelte die International Herald Tribune nach: «no money can buy this Swiss book».

Was denkt Peter K. Wehrli heute über diese Aktion? «Ich glaube es war eine gute Sache, und man spricht ja noch heute davon.» Tatsächlich bewahrt das Schweizer Literaturarchiv in Bern Zeugnisse der Aktion auf, Theo Ruff hat sie dem Archiv geschenkt. Und im Fotoarchiv des Schweizer Fotografen Eric Bachmann (1940–2019) sind Fotografien aus jener Zeit aufbewahrt, eines zeigt die beiden jungen Initianten: Theo Ruff im Hippie-Look mit Mittelscheitel, Vollbart, Brille und langen Haaren, Peter K. Wehrli als nachdenklichen Intellektuellen mit Schnurrbart, Brille und Tabakpfeife. Im Hintergrund das Plakat: «Wir suchen für ein Gratis Spezial-Buch TEXTE & LYRIK junger Schweizer Schreiber.» Eric Bachmann, der auch für das Schweizer Fernsehen gearbeitet und zahlreiche internationale Prominente fotografiert hat, hatte die

beiden während der Verteilung des Buches in Zürich und in zahlreichen Landgemeinden fotografiert, später hat er Auslandsreportagen mit Peter K. Wehrli realisiert.

Interessant ist auch eine Reportage des Schweizer Fernsehmagazins «Antenne» vom 25. November 1974, als die Zweitaufgabe des Gratisbuches gerade erschienen war. Eine Reporterin begleitet die Verteilung in einem SBB-Wagen und dokumentiert die Reaktionen der Fahrgäste. Die meisten der Angesprochenen zeigen sich interessiert bis erfreut, nur ein Herr mit imposanten Koteletten betrachtet das Gratisbuch höchst skeptisch, so als würde man ihm eine ungeniessbare Mahlzeit anbieten.

Heute würde eine ähnliche Aktion vermutlich im Internet stattfinden. Doch Peter K. Wehrli hat Bedenken, dass sie dann auch erfolgreich wäre. Als Schriftsteller ist er vom Internet enttäuscht: «Wenn Texte aus meinem Werk im Internet publiziert werden, erhalte ich meist sehr viel weniger Rückmeldungen, als wenn eine Zeitung etwas von mir druckt».

Eine Kurzversion dieses Artikels erschien am 30. Januar 2024 unter dem Titel «Literatur für alle» im Blog des Schweizerischen Nationalmuseums. <https://blog.nationalmuseum.ch/2024/01/gratisbuch/>. Die Abbildung zeigt die eine Lesung aus dem Gratisbuch am Zürcher Helvetiaplatz im Jahr 1971. Foto: Eric Bachmann.

Als die Seuche



ins Tösstal kam

Die Corona-Pandemie und die damit verbundenen Massnahmen wecken bei älteren Bewohnerinnen und Bewohnern im Tösstal Erinnerungen an eine andere Epidemie: die Maul- und Klauen-seuche in den Jahren 1965 und 1966.

Es war ein Schock, erinnert sich Erna Hächler Henn, die in Langenhard in der Tösstaler Gemeinde Zell aufgewachsen ist und dort in den 1960er Jahren die Primarschule besucht hat: «Es war an einem Samstag nach der letzten Schulstunde, da fuhr Köbi Stump, der Klauenschneider der Gemeinde, am Schulhaus vorbei und rief: «Ihr habt die Maul- und Klauenseuche». Die Kinder gingen mit dieser Schreckensbotschaft heim und sofort wusste es das ganze Dorf. Die Schule wurde umgehend geschlossen, die Kinder in die Ferien geschickt. Im Dorf ging die Angst um: Wen würde es als nächsten treffen?

Wir besuchen Berti und Köbi Kündig. Sie wohnen in Oberlangenhard bei Rikon im Tösstal in ihrem Stöckli. Die beiden hatten damals gerade den Betrieb nebenan übernommen und können sich genau an den Tag erinnern, an dem alles begonnen hat: Es war am 11. Dezember 1965. Angefangen hatte es beim Nachbarn, der Familie Werren. Am Sonntagabend merkte die Familie Kündig, dass in ihrem Stall etwas nicht stimmte. Einige Kühe hatten Schaum um den Mund. Für Tierarzt Gubler, der sofort beigezogen wurde, war klar: Das war «d Süüchi», so nannte man damals die Maul- und Klauenseuche. Schon am nächsten Tag holten die Behörden alle Tiere ab: 25 Kühe, 3 Schweine, Hühner. Alles weg. Danach herrschte gespenstische Stille.

Der Hof der Familie Kündig war einer von drei Höfen in Langenhard, der von der Seuche betroffen war. Er wurde unter Quarantäne gestellt. Niemand durfte das Grundstück verlassen, niemand das Land betreten. Pressebilder von damals geben den beklemmenden Moment wieder: Man zog einen Plastikzaun um das Haus, der Pöstler musste die Post am Zaun übergeben. Ein Kind stellte einen «Chratten», einen Korb, mit einem Einkaufszettel vor den Zaun, der

Gemeindearbeiter Herbert Lüthi aus Kollbrunn besorgte die Einkäufe. Er musste sich vor- und nachher desinfizieren und über eine sogenannte Sägemehlbrücke gehen. So ging das einige Wochen. Die Familie hatte damals sechs Kinder, die Nachbarn fünf, und es war schwierig, die Kinder daran zu hindern, das Gelände zu verlassen, um mit den Nachbarkindern zu spielen.

Grossartig aber war die Solidarität im Dorf. Man organisierte einen Bazar, um den Bauernfamilien zu helfen. Zwar gab es schon damals eine Viehversicherung – sie war im Kanton Zürich Ende des 19. Jahrhunderts als obligatorisch erklärt worden – aber die Versicherung deckte nur zwei Drittel der Schäden. Während der Quarantäne hatte die Familie kein Einkommen mehr und war auf Ersparnisse und Hilfe von aussen angewiesen. Es war eine schlimme Zeit, «e schiteri Zii», so erinnern sich die beiden heute noch. Am 31. Dezember 1965, nach drei Wochen, wurde die Quarantäne aufgehoben. Zuvor musste der ganze Hof desinfiziert werden, die Gülle durfte nicht ausgebracht werden und der Mist musste tief untergepflügt werden. Die Familie musste aus dem Haus, alle Schränke mussten ausgeräumt werden, dann wurde Ätznatron verspritzt. Das hat man noch lange gerochen: «Jedes Mal beim Heizen brannten uns die Augen», erinnert sich Berti Kündig.

Später hat man neue Tiere angeschafft, sie wurden geimpft. Ausgerechnet die beste Kuh vertrug diese Impfung nicht und musste eingeschläfert werden. «Vielleicht sind wir von daher etwas skeptisch beim Thema Impfungen», sagt Köbi Kündig, und ergänzt: «Aber in den 60 Jahren seither ist doch einiges passiert und wir beide sind heute gegen Corona geimpft». Damit spielt er auf die Skepsis gegenüber der Covid-Impfung an, die in den ländlichen Regionen des Tösstals während der Pandemie 2020–2022 verbreitet war.

Der erste Fall von Maul- und Klauenseuche in der Schweiz wurde war am 21. Oktober 1965 im Waadtländer Ort Brent festgestellt worden, wenig später auch in Schönenbuch im Kanton Baselland.

Danach breitete sich die Tierseuche sprunghaft im Mittelland aus, weniger stark zunächst in der Ostschweiz. Zeitzeugen erinnern sich auch an einen Ausbruch in Neubrunn bei Turbenthal. Der wichtigste Ausbreitungsfaktor, so sagen Veterinäre heute, war der motorisierte Verkehr: «Hohe Infektiosität des Erregers, leichte Übertragbarkeit und lange Inkubationszeit spielten für den Verlauf des Seuchenzuges eine wesentliche Rolle.» Manche Tiere erkrankten erst 16 Tage nach der Infektion, heisst es in einem Aufsatz im Schweizerischen Archiv für Tierheilkunde aus von 1966. Trotzdem kam der Kanton Zürich mit einem blauen Auge davon und verzeichnete nur 36 Fälle, so lesen wir in einer historischen Darstellung des Veterinäramts des Kantons Zürich.

Die Bekämpfungsmethoden waren genauso drastisch, wie sie Berti und Köbi Kündig schildern. War ein Tier krank, mussten alle Tiere geschlachtet werden. Hinzu kamen Desinfektion, strenge Sperrmassnahmen und Impfungen rings um den Seuchenherd. Entscheidend war dabei das Tempo. Es ging nicht um Tage, sondern um Stunden. Weil sich die Seuche in der Schweiz trotz rigoröser Massnahmen weiter ausbreitete, musste man am Schluss den gesamten Rindviehbestand von 1.7 Millionen Stück durchimpfen. In nur einem Monat war es geschafft, Mitte Januar 1966 war man mit dem Impfen fertig.

Die Maul- und Klauenseuche war in der Schweiz vor allem zwischen 1888 und 1940 ein Dauerbrenner. Immer wieder war es zu Ausbrüchen gekommen, am stärksten 1920. Damals fielen diesem Ausbruch 25 Prozent des gesamten Viehbestands zum Opfer. 1938/39 gab es erneut einen heftigen Ausbruch, des war man 1965/66 gut vorbereitet.

Was ist nach 1966 passiert? Auf der Website des Bundesamts für Lebensmittelsicherheit und Veterinärwesen lesen wir: «Der letzte Fall in der Schweiz war 1980 zu verzeichnen. Heute ist die Schweiz amtlich anerkannt frei von der Maul- und Klauenseuche.» In Asien, Afrika, im Nahen und Mittleren Osten sowie in Südamerika ist die

Seuche nach wie vor verbreitet. In Südengland kam es 2007 zu einem Ausbruch, 2015 folgten vermehrt Ausbrüche der Krankheit in der Türkei und in Nordafrika.

Tierseuchen sorgen immer wieder für Nervosität. Im Januar 2022 wurden in Niederglatt in einem Geflügelbetrieb mehrere Tiere auf die hochansteckende Newcastle Krankheit getestet. In den folgenden Tagen liefen die Telefone beim Kanton heiss.

Bei unserem zweiten Treffen sagt der pensionierte Tösstaler Bauer Köbi Kündig, er müsse noch eine wichtige Geschichte nachtragen. Im Frühjahr 1966, einige Monate nach dem Ende der Seuche, habe ihn ein Kollege an einen Kompagnie-Abend des Winterthurer Füsilier Bataillons 98 nach Unterwasser eingeladen, und zwar in Zivil. Er hatte bereits 1961 den letzten Wiederholungskurs absolviert. Am Schluss des Abends rief ihn der Kommandant zu sich und überreichte ihm einen Umschlag mit 2500 Franken, soviel kostete damals eine Kuh. Die ganze Kompagnie – es waren etwa 120 Mann, darunter höchstens ein Dutzend Landwirte – hatte für ihn und seine Familie gesammelt. Köbi Kündig war überwältigt und kann heute noch seine Rührung kaum verbergen.

Scharfe Massnahmen schon im 19. Jahrhundert

Wie ist man im Tösstal in der Vergangenheit mit Seuchen umgegangen? Wir finden im Archiv der Gemeinde Turbenthal einen Band der Gesundheitskommission der Gemeinde aus den Jahren 1890 bis 1921. Es sind handgeschriebene Protokolle, die sich nicht ganz einfach lesen lassen. Einige Feststellungen drängen sich aber schon nach einer kurzen Durchsicht auf. Bereits am Ende des 19. Jahrhunderts hatte die Gesundheitsvorsorge einen hohen Stellenwert, und die Gesundheitskommission musste dafür sorgen, dass Anordnungen von Kanton und Bund korrekt umgesetzt wurden. Das Pflichtenheft war gross. Wir lesen vom Hebammenwesen, von Fleisch- und Milchkontrollen, von der Organisation der Krankentransporte. Auch das Brot und das Bier waren Gegenstand von Inspektionen, auch wenn wir heute gar nicht mehr wissen, was damals eine «Brot-schau» war. Der Verkauf von Kaffee-Surrogaten wie Zichorie war genau reglementiert. Ausserdem geht es in den Bestimmungen um die Wahl des Friedhofgärtners, um Sarglieferungen und um Lärm und Gestank.

Die Vorsorge gegen die Maul- und Klauenseuche ist immer wieder ein Thema in den Protokollen, doch dies war nicht die einzige Seuche, die zu Sorgen Anlass gab. Am 7. Februar 1806, so lesen wir, wurde im Stall der Witwe Bosshard bei einer Ziege Milzbrand festgestellt. Man verhängte eine Stallbann über den Stall, und die Tiere durften ihn nicht mehr verlassen.

Am 21. Oktober 1895 gab es dann einen Masernausbruch. Kinder aus betroffenen Familien durften die Schule nicht mehr besuchen, den betroffenen Eltern wurde nahegelegt, ihre Kinder vor dem Schulbesuch zu baden und sie mit frischer Leibwäsche zu versehen.

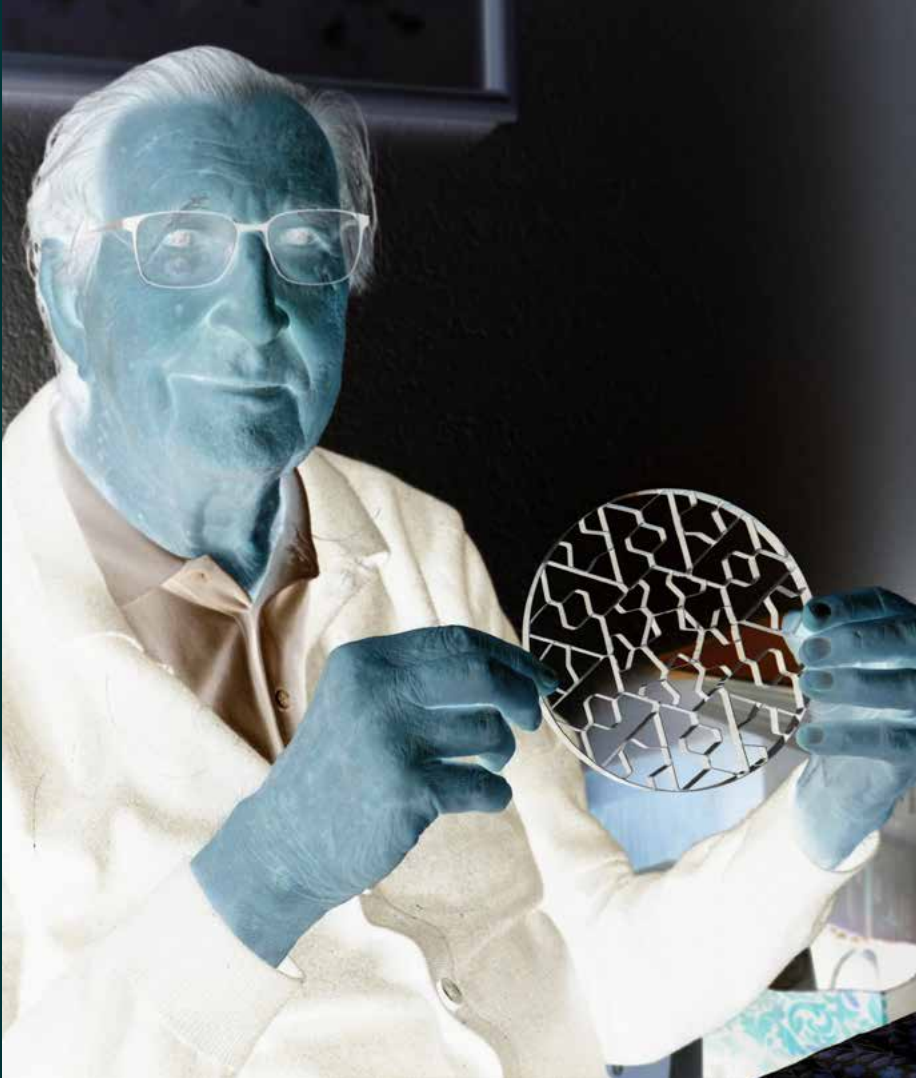
Der Grippe-Epidemie von 1918/19 fielen im Kanton Zürich 2500 Menschen zum Opfer, viele davon waren junge Männer. In der ganzen Schweiz gab es damals 25'000 Opfer. Eingeklebte Zeitungsausschnitte dokumentieren die Massnahmen gegen die Grippe im Tösstal: So wurden alle Gottesdienste abgesagt, auch Tanzveranstaltungen waren verboten.

Schon bei einer oberflächlichen Lektüre erhalten wir den Eindruck, dass die Städte und Gemeinden in eine fortschrittliche Gesundheitsvorsorge eingebunden waren. Schon 1762 hatte der Zürcher Stadtarzt Hans Caspar Hirzel das damalige Standardwerk des Lausanner Arztes Auguste Tissot ins Deutsche übersetzt: «Anleitung für das Landvolk in Absicht auf seine Gesundheit.» Die Jahre von 1860 bis 1910 gelten als Hochblüte der Entwicklung öffentlicher Hygienemassnahmen. Damals begannen die Kantone sich mit der Gesundheitsvorsorge zu befassen, 1876 erliess der Kanton Zürich ein entsprechendes Gesetz, die Umsetzung wurde an die Gemeinden delegiert. Die Gesundheitskommissionen hatten dabei eine zentrale Bedeutung, und schon damals diskutierte man, wie weit der Staat in die Privatsphäre der Einzelnen eingreifen dürfe.

Die erste Fassung dieses Artikels erschien am 4. Februar 2022 im Tössthaler.

Das Foto zeigt einen Postboten bei der Arbeit. Die strenge Quarantäne war für viele Betriebe eine Belastung. Foto: Friedrich Engesser. Museum für Kommunikation.

Ein Winterthurer Ingenieur



und das Reaktorunglück

Der Name Lucens steht für eine grosse Havarie in der Geschichte der Atomkraft. Es ereignete sich am 21. Januar 1969. Mittendrin der junge Winterthurer Sulzer-Ingenieur Otto Lüscher.

Am 21. Januar 1969 ereignete sich im Schweizer Versuchsatomkraftwerk Lucens im Unterwallis ein folgenreicher Zwischenfall. Im Innern des Reaktors schmolz einer der Brennstäbe, der Reaktor wurde weitgehend zerstört und rund 1100 Liter radioaktives Schwerwasser traten aus. Geringe Mengen radioaktiver Gase gelangten in die Umwelt. Zwar war der Traum von einem Schweizer Reaktor schon zwei Jahre zuvor begraben worden, aber nun musste auch der Versuchsbetrieb nach nur einem statt zwei Jahren abgebrochen werden. Der Unfall im schweizerischen Lucens figuriert auf der internationalen Skala von Nuklear-Ereignissen mit einem Wert von 4–5 bei einem Maximalwert von 7. Er ist vergleichbar mit dem Unglück von Harrisburg am 28. März 1979. Dort kam es zum gefürchteten Meltdown, einer partiellen Kernschmelze, wobei radioaktive Gase in die Umgebung entwichen.

Mittendrin in der Geschichte des Schweizer Versuchsreaktors stand der junge Ingenieur Otto Lüscher. Der 1928 geborene Winterthurer arbeitete von 1954 bis 1988 für Sulzer und war Konstruktionschef in der Abteilung Kernenergie. Ein kleines Souvenir erinnert an diese Zeit: Auf dem Esszimmertisch liegt ein dekorativer Untersetzer aus Leichtmetall mit etwa fünfzehn Zentimeter Durchmesser. «Das war ein Abstandshalter für Brennstäbe, absolute Präzisionsarbeit unserer Schweisser. Solche Konstruktionen fanden sich auch beim Versuchsreaktor in Lucens.»

Um das Drama um den zerstörten Versuchsreaktor von Lucens besser verstehen zu können, müssen wir auf das Ende des Zweiten Weltkrieges zurückblenden. Der Schock über die Abwürfe der Atombomben in Hiroshima und in Nagasaki am 6. und am 9. August 1945 veränderte die Welt für immer und läutete das Atomzeitalter ein. Die schreckliche Waffe weckte auch in der Schweiz Begehrlichkeiten und den Wunsch, eigene Atombomben zu besitzen.

Nur wenige Monate nach Kriegsende rief der Bundesrat die Studienkommission für Atomenergie SKA ins Leben, und im Februar 1946 beauftragte Bundesrat Karl Kobelt die Kommission mit der Entwicklung einer Schweizer Atombombe. Erst Ende der 1960er-Jahre beendete der Beitritt zum Atomsperrvertrag diese Diskussion. Richtig konkret wurde es mit der Schweizer Atombombe aber nie. «Die Schweizer Atombombe war bis zum Ende des Kalten Krieges nichts anderes als ein Papiertiger, der nur in den Köpfen einiger weniger Militärs existierte», sagt der Historiker Michael Fischer, Autor des Buches «Atomfieber».

Eine friedliche Nutzung der Atomenergie versprach nach dem Krieg die Lösung der Energieprobleme in einer schnell wachsenden Wirtschaft mit ihrem Energiehunger. Doch es dauerte mehr als zehn Jahre, bis konkrete Projekte vorlagen. Ende der 1950er-Jahre wurden dem Bundesrat drei Gesuche für eine finanzielle Unterstützung unterbreitet: Das erste schlug den Bau eines Atomreaktors unter der ETH Zürich vor, das zweite stammte aus der Westschweiz und sah den Bau eines Versuchsreaktors in Lucens vor, ein drittes kam von den vier grössten Elektrizitätsgesellschaften, die ein schlüsselfertiges Atomkraftwerk in den USA kaufen wollten. Gefördert wurde schliesslich die Entwicklung des Versuchsreaktors in Lucens. Er war, nach einigen Modifikationen, als Schwerwasser-Reaktor ausgelegt und konnte nichtangereichertes Natururan als Brennstoff verwenden. Dies vereinfachte die Beschaffung, denn für die Urananreicherung verfügten die damaligen Atommächte über ein gut gehütetes Monopol. Neben der USA und der Sowjetunion besaßen auch Grossbritannien und Frankreich Atomwaffen, China stiess 1964 dazu.

Überraschend aus heutiger Sicht ist, dass die friedliche Nutzung der Kernkraft zur Energieproduktion in der Schweiz nicht kontrovers diskutiert und von allen Parteien unterstützt wurde. Die Anti-Atomkraftbewegung als Vorbote für alle ökologischen Bewegungen der Gegenwart entstand erst in den 1970er-Jahren.

Mitte der 1950er-Jahre war auch Otto Lüscher unerwartet zur Kernkraft gestossen. Er arbeitete im Bereich Apparatebau von Sulzer. Eines Tages wurden die Ingenieure seiner Abteilung ins Büro gerufen. Man teilte ihnen mit, dass Sulzer diese Gruppe auflösen würde und dass die Ingenieure sich eine neue Arbeit suchen müssten. Für den jungen Lüscher war dies kein Problem, er bewarb sich für eine Stelle beim Basler Pharmaunternehmen Hoffmann-La Roche. Noch während des Vorstellungsgesprächs klingelte beim dortigen Personalchef das Telefon: Lüscher werde bei Sulzer gebraucht. Zurück in Winterthur erfuhr Lüscher, dass er ab sofort für die Sparte Kernkraft arbeiten würde. «Aber ich habe doch keine Ahnung von diesem Thema», meinte er. «Kein Problem», entgegnete man, man werde ihn ausbilden. Und so geschah es dann. Die Anekdote um das Ausbildungsangebot ist typisch für die Situation jener Zeit. In der Schweiz gab es zwar Nuklearphysiker, wie den berühmten ETH-Professor Paul Scherrer (1890–1969), aber Ingenieure, die diese Technologie kannten und beherrschten, gab es noch nicht.

Lucens war als Versuchsatomkraftwerk mit kleiner Leistung geplant. Trotzdem gestaltete sich der Bau zur Mammutaufgabe. Niemand in der Schweiz hatte je etwas Ähnliches gebaut. Träger des Projekts war ein Konsortium namens Thermatom, in dem zahlreiche Schweizer Industriefirmen wie Sulzer, Escher-Wyss, Landis & Gyr, Sécheron zusammengeschlossen waren. Nicht dabei war die Badener BBC, die sich mit den Nordostschweizer Kraftwerken NOK und weiteren Elektrizitätswerken für den Kauf eines fertigen AKWs engagierte. Für ein solches Werk hätte die BBC-Turbinen liefern können, an einer Eigenentwicklung waren man nicht interessiert. Sulzer glaubte an die Zukunft der Atomenergie und wollte an vorderster Front dabei sein. Die Winterthurer Firma war weltweit führend in Entwicklung und Produktion von Hochdruck-Dampferzeugern für thermische Kraftwerke und bei der Produktion von Diesel-Generatoren. Kein Wunder also, dass die Führung der Thermatom bei Sulzer lag.

Otto Lüscher war für die Bereitstellung von Brennelementen verantwortlich. Als Sulzer für einen anderen, kleineren Versuchsreaktor namens Diorit in Würenlingen Brennstäbe beschaffen musste, fiel dies in seinen Verantwortungsbereich. Eine Firma aus dem französischen Grenoble hatte den Zuschlag für die Beschaffung erhalten. Also fuhr Lüscher mit seinem Wagen zur Abnahme einer ersten Teillieferung, und als er die handliche Kiste sah, schlug er vor, sie gleich in seinen Wagen zu packen. Der zuständige Vertreter der Verkaufsfirma fand das keine gute Idee, willigte aber schliesslich ein, und so fuhr Otto Lüscher mit seinem Wagen zum Grenzübergang in Genf. Dort wiederholten sich die Diskussionen, man wollte Lüscher nicht über die Grenze lassen. Der Beamte weigerte sich, die Brennstäbe im Zollgebäude zu lagern, und so deponierte sie Lüscher in einem nahe gelegenen Wirtshaus. Am nächsten Tag fuhr er wieder mit dem Wagen vor. Offenbar waren mittlerweile alle Fragen geklärt, und so brachte er die kostbare Lieferung in die Schweiz.

Der Bau des Versuchsreaktors Lucens stand unter keinem guten Stern. Schon beim Bau der Kaverne gab es Probleme, es entstanden Risse im Felsen. Mehrmals verteuerten sich die Bauarbeiten, der Bund musste Nachtragskredite bewilligen. Aus den ursprünglich geplanten 64,5 Millionen Franken wurden schliesslich 112,3 Millionen Franken.

Am 7. Februar 1964 erlitt das Projekt einen weiteren Dämpfer. Die Nordostschweizer Kraftwerke NOK entscheiden sich definitiv für den Kauf eines fixfertigen Atomreaktors aus den USA. 1967 beschloss Sulzer, auf eine Eigenentwicklung zu verzichten. Inzwischen war man zum Schluss gekommen, dass die Schweiz weder personell noch finanziell in der Lage war, eine solche Aufgabe zu stemmen. Angereichertes Uran war plötzlich leicht erhältlich, und der Trend wies in Richtung wesentlich grösserer Anlagen. Da waren die Schwerwasser-Reaktoren des Typen Lucens waren nicht mehr attraktiv.

Dennoch wollte man die Versuchsanlage Lucens fertig bauen und für zwei Jahre betreiben, um daran die Probleme, die beim Bau und Betrieb eines AKW auftreten könnten, zu studieren. Doch die von Escher Wyss gelieferten Gebläse für die Umwälzung des Kühlgases CO₂ funktionierten nach anfänglich gutem Betrieb nicht richtig. Der Historiker Tobias Wildi, Autor der Studie «Der Traum vom eigenen Reaktor», schreibt dazu: «Escher Wyss gelang es bis zuletzt nicht, die Gebläse befriedigend abzudichten.»

Das Versuchsatomkraftwerk Lucens lieferte am 29. Januar 1968 zum ersten Mal Strom, den ersten Schweizer Atomstrom überhaupt. Im Laufe des Jahres 1968 wurde der Betrieb für Revisionen unterbrochen. Während den Reparaturarbeiten drang Wasser ein, einige der Brennstäbe begannen zu korrodieren. Der Untersuchungsbericht, der erst zehn Jahre nach dem Unglück veröffentlicht wurde, hält fest, dass man das Ausmass der Korrosion offensichtlich unterschätzt hatte und dass dies das Unglück am 21. Januar 1969 verursacht hatte. Otto Lüscher zeigt sich heute noch bestürzt über die eher banale Ursache der Havarie: «Unglaublich, dass man nicht mal diese einfache Technologie im Griff hatte».

Die Geschichte von Lucens lehrt, dass die Beherrschung der Atomkraft eine Herkulesaufgabe ist und dass es eine lange Entwicklungsarbeit braucht. Die USA hatten einen riesigen Vorsprung und bauten bereits während des Zweiten Weltkrieges Kernreaktoren. Die Schweiz war erst spät in die Entwicklung eingestiegen und konnte diesen Rückstand nicht mehr wett machen.

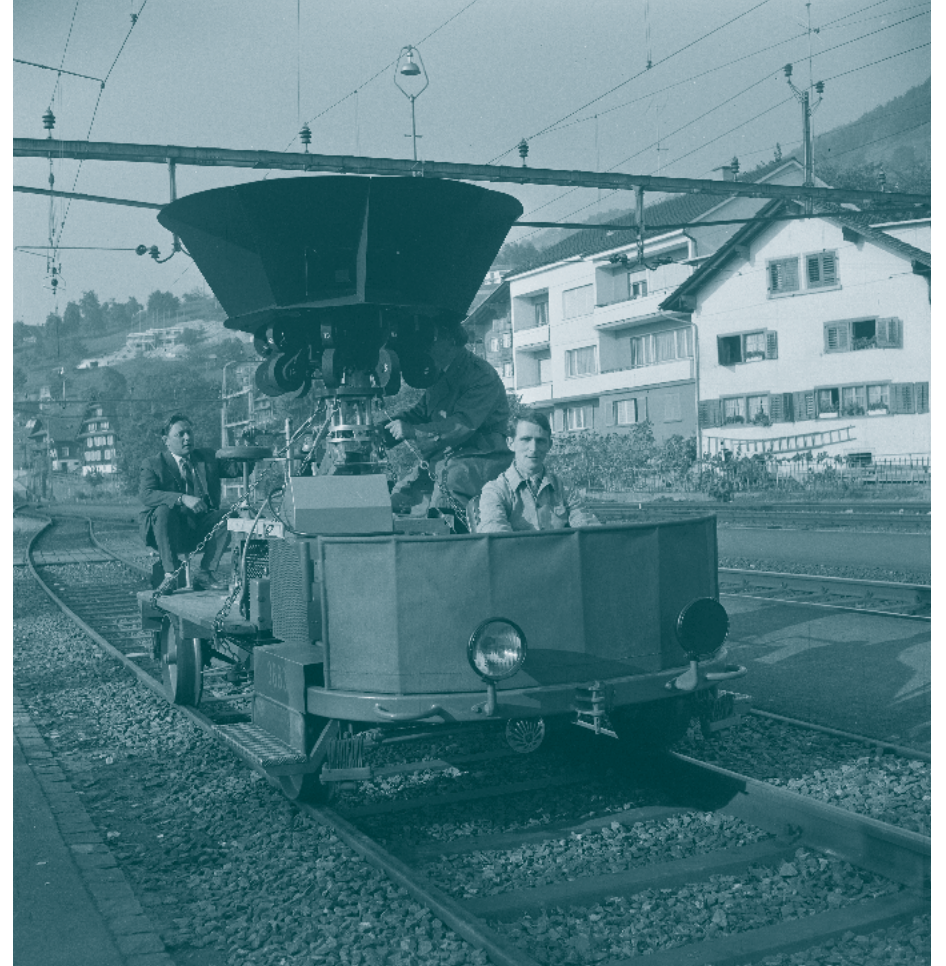
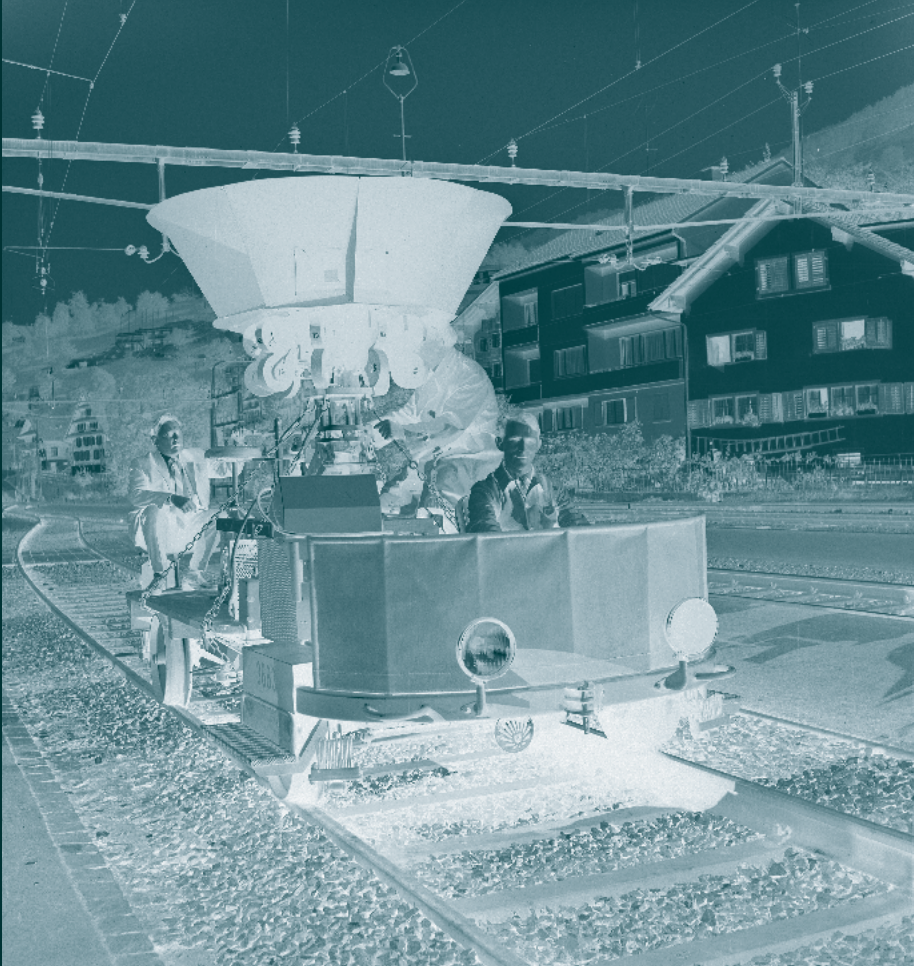
Es gibt allerdings auch Stimmen, die das Ganze weniger dramatisch sehen. «Der Reaktor war auf zwei Jahre angelegt, er funktionierte während eines Jahres und erlaubte wertvolle Einsichten. Die Dimension der Havarie wird auch heute noch übertrieben dargestellt», sagt einer der direkt Beteiligten aus Winterthur, der seinen Namen nicht veröffentlicht sehen will.

Lucens war ein Trauma für die Schweizer Industriegeschichte, der Kernenergie-Pionier Rudolf Sontheim nannte es 2003 «Das Marignano der Schweizer Industrie». Am Ende dieses Abenteuers gab es noch eine dicke Rechnung, erinnert sich Lüscher: «Ich musste bei den 22 Mitgliedern des Thematom-Konsortiums zwei Millionen Franken einsammeln und persönlich in Bern beim Chef der Nationalen Gesellschaft zur Förderung der industriellen Atomtechnik NGA abliefern. Dafür erhielt ich 500 Aktien der NGA im Wert von je einem Franken.»

Sulzer fand nach dem Rückzug aus dem Lucens-Projekt neue Geschäftsfelder im Bereich der Komponenten für Atomkraftwerke: Reaktor-Druckbehälter, Reaktor-Containments, Containment-Druckentlastungs-Anlagen, Dampferzeuger, Brennelement-Gerüste, Ventile. In diesem Segment konnte der Winterthurer Weltkonzern erfolgreich in viele Länder beliefern, und jetzt engagierte man sich auch in der Bestrahlungstechnik für Lebensmittel und Medizinalzubehör. Hier fand auch Otto Lüscher neue Aufgaben. «So gab es für den Winterthurer Konzern trotz allem noch ein Happy End», meint ein ehemaliger Sulzer-Kadermitarbeiter.

Die erste Fassung dieses Textes erschien am 8. April 2022 in der Zürcher Fabrikzeitung.
<https://www.fabrikzeitung.ch/das-akw-unglueck-von-lucens/#>.
Das Foto zeigt Otto Lüscher mit einem Abstandshalter für Brennstäbe in einem kleinen Reaktor. Ein Präzisionsbauteil, das damals von der Firma Sulzer gefertigt wurde.
Foto Dominik Landwehr

Panoramafilme



für die Expo 64

Ein 360-Grad Film der SBB war eine der Hauptattraktionen an der Expo 64. Er wurde in einem aufwendigen Spezialverfahren gedreht und in einem eigenen Pavillon abgespielt.

«Rund um Rad und Schiene» hiess die Produktion, welche die SBB für die Schweizer Landesausstellung Expo 64 im sogenannten Circarama-Format produzieren liess. Neun 35mm-Projektoren ermöglichten dem Publikum in einem eigenen Pavillon eine spektakuläre Rundumsicht: Er hatte 26.5 Metern Durchmesser und bot Platz für 1500 Gäste. Die rundum angeordneten Leinwände waren sieben Meter hoch und hatten eine Länge von 90 Metern. Die Produktion war ein Publikumsmagnet an der Landesausstellung, die vom 30. April bis zum 25. Oktober 1964 in Lausanne stattfand.

Die Bilder von damals erinnern an die Bilder, die heute mit Aufnahmefahrzeugen von Google Street View produziert werden. Die riesigen Apparaturen jener Zeit geben eine Ahnung davon, wie schwerfällig, aufwendig und teuer dies vor fünfzig Jahren gewesen sein muss. Gefilmt wurde mit einer abenteuerlich anmutenden Traube von neun 35mm-Kameras. Um mobile Aufnahmen herstellen zu können, montierte man die Konstruktion auf ein spezielles Schienenfahrzeug, eine so genannte «Monodraisine», oder auf ein Auto. In einer SBB-Publikation aus dem Jahre 1963 heisst es: «Die SBB sind jetzt auch Filmstar geworden. Zivilisten wandern dem Schienenstrang entlang, messen ab, schreiben auf Schwellen grosse Zahlen, und rechnen nachher im Büro Fahrgeschwindigkeiten und Bremswege aus unter Berücksichtigung noch vieler anderer Faktoren. Denn die Circarama-Aufnahmen dulden keine oberflächlichen Vorbereitungen. Jede Kleinigkeit muss bis auf die Sekunde genau geprüft werden.» Der Film zeigte Trolleybusse, Strassenbahnen und Eisenbahnzüge vor malerischen Kulissen wie etwa dem Berner Zytgloggeturm, der Zürcher Quaibrücke oder dem Jungfrau-Panorama auf der Kleinen Scheidegg.

Die Schau muss das Publikum stark beeindruckt haben. 3,8 Millionen Zuschauer haben sich die rund halbstündige Produktion angesehen. Teilweise waren das bis zu 25'000 Personen pro Tag! Der SBB-Pavillon mit dem Panoramakino taucht in vielen Erinnerungen an die Landesausstellung von 1964 auf. Wenig Gnade fand die aufwendige Produktion jedoch beim Filmhistoriker Felix Aeppli, der 1994 dazu notierte: «Inhaltlich bot der von den SBB, den Schweizer Privatbahnen und der schweizerischen Industrie für Eisenbahnmateriale in Auftrag gegebene Film wenig mehr als eine Anhäufung modernster Verkehrsmittel in Kombination mit touristischen Sehenswürdigkeiten.»

Realisiert wurde die Auftragsproduktion des SBB-Films damals von Ernst A. Heiniger. Der Fotograf und Regisseur war die erste Adresse in der Schweiz für ein derartig aufwendiges Projekt. 1952 hatte Heiniger Walt Disney in den USA kennengelernt und mehrere Filme für ihn gedreht, zwei davon wurden 1957 und 1958 mit einem Oscar ausgezeichnet. Heiniger war begeistert vom Panoramasystem namens Circarama, das Disney Anfang der 1950er-Jahre zusammen mit seinem Zeichner Ub Iwerks entwickelt hatte. Es gelang Heiniger, von Disney eine Lizenz für die Schweizer Produktion zu erhalten.

Das Circarama-Verfahren ist eine Weiterentwicklung des Cinerama-Formats: Zunächst wurden elf 16mm-Kameras eingesetzt, später neun 35mm-Kameras. Die erste Circarama-Produktion war der Film «A Tour Of The West» für den 1955 eröffneten Disneyland-Themenpark «Tomorrowland» im kalifornischen Anaheim.

Der Traum vom 360-Grad-Film ist aber wesentlich älter. Die Idee, Zuschauer in einem unbegrenzten Sehfeld ein totales visuelles Erlebnis zu vermitteln, stammt aus dem 18. Jahrhundert, wo sie in gemalten Grosspanoramen als Massenmedium weltweite Verbreitung und grosse Popularität fand. Ende Januar 1788

präsentierte Robert Baker in Edinburgh erstmals eine realistische Abbildung der schottischen Hauptstadt als 360° Rundbild. Die dramatischen politischen, gesellschaftlichen und wirtschaftlichen Veränderungen im 18. und 19. Jahrhundert liessen in den europäischen Metropolen ein wachsendes Bedürfnis nach Unterhaltung entstehen, gleichzeitig suchten Unternehmer Anlagemöglichkeiten für freies Kapital. Die Panoramamalerei wurde im 19. Jahrhundert immer populärer und hat auch in der Schweiz ihre Spuren hinterlassen, so im berühmten Woher-Panorama von 1809–1814 und im Bourbaki-Panorama, das 1881 in Genf enthüllt wurde und seit 1889 in Luzern steht. Die Idee vom Panorama mit bewegten Bildern lag nahe. Um 1897 liess der Ingenieur Raoul Grimoin-Sanson sein «Cinéorama» patentieren, das seine erste öffentliche Vorführung an der Weltausstellung 1900 in Paris erlebte. Das Panorama simulierte einen Flug im Heissluftballon über Paris. Dazu benutzte der Erfinder zehn 70mm-Projektoren. Dem Filmexperiment war kein langes Leben vergönnt, die Polizei schloss die Attraktion nach nur drei Tagen, weil die Projektoren extreme Hitze entwickelten. Mitten im Kalten Krieg entstand 1959 auch in Moskau ein Panoramakino, das auf der französischen 70mm-Technologie basierte: das Krugovaya Kinopanorama in Moskau.

Das Circarama Verfahren von Disney, teilweise auch «Circle-Vision 360» genannt, wurde im 20. Jahrhundert vorwiegend in den Disney-Themenparks verwendet, von 1992 bis 2004 auch im Disneyland Paris. Es konnte sich jedoch nie auf breiter Front durchsetzen. Grund dafür dürfte nicht nur der grosse Produktionsaufwand sein, sondern auch die Abspielbedingungen.

Heiniger entwickelte in Zusammenarbeit mit dem Ingenieur Walter Dätwyler ein vereinfachtes Panorama-Format, das «Swissorama». Es wurde 1984 mit dem Film «Impressionen der Schweiz» im Verkehrshaus der Schweiz erstmal öffentlich präsentiert, hatte einen Durchmesser von ca. 20m und bot Platz für 400 stehende Zuschauer. Nachdem sich geplante Nachfolgeprojekte für weitere

Swissoramen nicht realisieren liessen, arbeitete Heiniger ab 1986 mit Iwerks Entertainment in Los Angeles zusammen. Nach Überarbeitung von Kamera und Projektor wurde das System unter dem neuen Namen «Imagine 360» für eine Handvoll weiterer Filme verwendet, die überwiegend auf grossen internationalen Ausstellungen zu sehen waren.

Das Swissorama in Luzern wurde im Frühjahr 2002 geschlossen und durch ein anderes Exponat ersetzt. Der Traum vom kompletten Eintauchen in gefilmte Realitäten ist aber lebendiger denn je, davon zeugt die Popularität der IMAX-Theater und der 3D-Filme. Die neuen Zauberworte heissen «Virtual Reality» und «Immersion», weltweit haben Fernsehanstalten, Filmproduktionen, Museen, Computerspiele und Bildende Kunst das Eintauchen in dreidimensionale Welten zur Perfektion gebracht und unsere Vorstellung von «Realität» enorm erweitert.

Dieser Text erschien erstmals am 4. September 2014 in der Neuen Zürcher Zeitung unter dem Titel «Eintauchen in gefilmte Realitäten – Panoramafilme im Circarama-Format waren ein Publikumsmagnet der Expo 64». Die Abbildung zeigt die aufwendigen Dreharbeiten für den Expo-Film mit einer mehrteiligen Kamera. Bild: SBB Historic

Als Solschenizyn



nach Sterenberg kam

Es war eine Riesenaufregung, als der russische Schriftsteller Alexander Solschenizyn nach seiner Ausbürgerung im Jahr 1974 direkt nach Zürich reiste. Weil ihm der Rummel um seine Person bald zu viel wurde, zog er sich ins Haus des damaligen Stadtpräsidenten Sigmund Widmer nach Sternenberg zurück.

Als der russische Literaturnobelpreisträger Alexander Solschenizyn am 15. Februar 1974 mit dem Schnellzug aus Basel kommend am Zürcher Hauptbahnhof eintraf, erwartete ihn eine begeisterte Menschenmenge. Solschenizyn war ein Superstar, seine Bücher Bestseller. Sein Aufenthalt in der Schweiz gehört zu den bizarrsten Episoden des Kalten Krieges und wurde auch vom russischen Geheimdienst KGB aufmerksam verfolgt.

Wer war dieser Mann? Alexander Issajewitsch Solschenizyn, wie er mit vollem Namen hiess, war in jener Zeit der bekannteste russische Schriftsteller der Gegenwart. Wegen seiner systemkritischen Haltung war er nach dem Zweiten Weltkrieg jahrelang in Straflagern. Von diesen Erfahrungen berichtete er immer wieder in seinen Büchern, so 1962 im Buch «Ein Tag im Leben des Iwan Denissowitsch», oder später in seinen Werken «Der erste Kreis der Hölle» und «Krebsstation». 1970 erhielt er den Literaturnobelpreis und war damit vor weiterer Verfolgung halbwegs sicher.

Als sein Hauptwerk gilt der 1973 erschienene dreibändige Zyklus «Der Archipel Gulag». Das Buch ist eine Anklage gegen das unmenschliche System von Straf- und Umerziehungslagern, das in Russland in der Stalinzeit aufgebaut worden war. Nach der Veröffentlichung des Buches im Westen plädierte der damalige KGB-Chef Andropow für eine erneute Verbannung nach Sibirien, doch Willy Brandt intervenierte, und am 13. Februar 1974 wurde Solschenizyn nach Deutschland ausgewiesen. Nach einem Besuch bei Heinrich Böll in der Eifel reiste er weiter nach Zürich. Warum ausgerechnet nach Zürich? Hier lebte sein Anwalt Fritz Heeb, der seine publizistischen Rechte im Ausland vertrat. Ausserdem wollte

Solschenizyn für den Romanzyklus «Das rote Rad» über das Leben von Lenin recherchieren, der während des Ersten Weltkriegs zwei Jahre in Bern gelebt hatte.

Neben seinem Anwalt spielte auch der Zürcher Stadtpräsident Sigmund Widmer eine zentrale Rolle, denn er half Solschenizyn: «Unsere ganze Familie war involviert», erinnert sich Tochter Franziska Widmer, die damals 23 Jahre alt war. «Meine Mutter kümmerte sich um die Frau und Schwiegermutter des Schriftstellers, mein Vater besorgte die behördlichen Dinge und meine Aufgabe bestand mehrheitlich darin, dem ältesten Sohn Dmitri «Mitja» Deutschunterricht zu erteilen». Wenige Wochen nach Solschenizyns Ankunft traf auch seine Familie in Zürich ein.

So ruhig, wie er es erwartet hatte, war es in Zürich aber nicht. Seine Wohnung an der Stapferstrasse 45, die er durch Vermittlung des damaligen Stadtpräsidenten erhalten hatte, wurde fast Tag und Nacht von Schaulustigen belagert. Während Wochen war seine Anwesenheit Thema Nummer eins in der Stadt, und auch im benachbarten Schulhaus. Schüler hängten Transparente im Garten auf und baten um «Ruhe für Solschenizyn!». Unter diesen Umständen wollte Solschenizyn nicht länger in der Stadt bleiben, so stellte ihm Sigmund Widmer das Ferienhaus seiner Familie bei Sternenberg im Tösstal im Zürcher Oberland zur Verfügung.

Der Tösstaler Erwin Fässler erinnert sich an den berühmten russischen Besucher. Fässler war damals 14 Jahre alt und wohnte in Schindlet bei Sternenberg, etwa einen Kilometer von Solschenizyns Haus entfernt. «Ich bin als Kind oft an seinem Haus vorbei spaziert, wusste damals aber nichts von diesem berühmten Gast.» Das Interesse kam später, als Erwin Fässler vor einigen Jahren begann, für Touristen massgeschneiderte Touren im Zürcher Oberland zu organisieren.

Fässler führt uns zum Haus, in dem Solschenizyn damals lebte: ein bescheidenes Bauernhaus in einem Weiler nahe Sternenberg.

Nichts erinnert heute an den Schriftsteller, der vor bald fünfzig Jahren einen Sommer hier verbracht hat. Die Fenster habe der Gast damals mit Zeitungen zugeklebt, er wollte seine Ruhe haben. Viel Kontakt mit den Dorfbewohnern hatte er nicht, aber die Nachbarn kannten ihn. Darunter ist auch Heidi Iseli. Die 82jährige Frau erinnert sich bei unserem Besuch 2022 gut an Solschenizyn: «Er holte jeden Tag auf unserem Hof frische Milch, und oft trank er die Hälfte davon schon unterwegs, wo er auf einem Bänkli unter einer Linde ausruhte.» Im Garten habe er Dill gepflanzt, und «russisches Gemüse, das wir bei uns nicht kannten». Bei schönem Wetter habe er oft unter einem Kirschbaum gesessen und geschrieben. Er führte ein einfaches und zurückgezogenes Leben, die Hügel des Tösstals sollen ihn an seine russische Heimat erinnern haben. Auch gegessen habe er sehr einfach, vor allem Brot, Käse und Eier. In der Küche, so erinnert sich Franziska Widmer, stapelten sich die leeren Eier-Kartons. «Er hat sehr viele rohe Eier gegessen. Jahre zuvor hatte er ja Magenkrebs gehabt, und die Eier hat sein empfindlicher Magen offenbar besonders gut vertragen».

Zwei Monate hat der berühmte Schriftsteller in Sternenberg gelebt. Danach zog er wieder nach Zürich zurück, wo sich der Rummel mittlerweile gelegt hatte. Für seine Recherchen zu Lenins Zürcher Aufenthalt musste er oft in die Zentralbibliothek gehen. Zwei Jahre später ist er weitergezogen. Dass er für jede Pressekonferenz eine amtliche Bewilligung einholen musste, war mühsam, ausserdem hatten ihm die USA kurz nach seiner Ankunft in der Schweiz die US-Ehrenbürgerschaft verliehen. Im Ort Cavendish im amerikanischen Bundesstaat Vermont fand er eine Gegend, die ihm einsam genug war.

Nach dem Fall der Berliner Mauer und dem Zusammenbruch der Sowjetunion wurde Solschenizyn 1990 in Russland rehabilitiert und kehrte vier Jahre später nach Moskau zurück. Im Westen war es ruhig um ihn geworden, in Gesprächen und Publikationen äusserte er sich konservativ und nationalistisch und zeigte sich

besorgt über den wachsenden Einfluss der Nato in Osteuropa. 2007 zeichnete ihn Präsident Putin mit dem Staatspreis der Russischen Föderation aus. Am 3. August 2008 starb Alexander Solschenizyn in Moskau an den Folgen eines Schlaganfalls.

Cyrill Stieger, ehemaliger NZZ-Osteuropa-Spezialist würdigt den letzten Lebensabschnitt des Schriftstellers: «Solschenizyn war vor allem in seinen letzten Lebensjahren in Moskau ein grossrussischer Chauvinist. Für ihn gab es keine ukrainische Nation, die Ukrainer waren für ihn Russen, die Ukraine ein Teil Russlands. Auch glaubte er, in gleicher Weise wie Fjodor Dostojewski, an eine zivilisatorische Mission Russlands. Er war überzeugt davon, dass nur ein starker Staat das Überleben Russlands garantieren könne. Er fürchtete das Abgleiten des Landes ins Chaos und hielt sich von demokratischen Bewegungen in Russland fern. Er hat in den letzten Lebensjahren mehrmals Putin gelobt. Er erhielt zwar 2007 den höchsten Preis der russischen Föderation, 1998 hatte er einen staatlichen Orden noch abgelehnt. Bei der feierlichen Beisetzung Solschenizyns auf dem Donskoi-Friedhof in Moskau 2008 war auch Putin anwesend.»

Solschenizyn wusste wohl, dass er auch im Ausland durch den Geheimdienst KGB beobachtet wurde. Aber er ahnte nicht, wie nahe ihm der KGB in der Schweiz gekommen war. Das wurde erst 1998 klar, als die so genannten Mitrochin-Papiere veröffentlicht wurden. Dabei handelte es sich um Abschriften von Dokumenten, die der KGB-Agent Wassili Mitrochin gemacht hatte, bevor er 1992 in den Westen überlief. In den Mitrochin-Papieren werden Einzelheiten der Solschenizyn-Operation, die den Tarnnamen «Pauk» trug, beschrieben: Es ging nicht nur darum, Solschenizyn lückenlos zu überwachen, sondern auch darum, ihn im Westen zu diskreditieren. Zu diesem Zweck hatte man eine Agentin in seiner Nähe platziert: die Exil-Tschechin Valentina Holub und ihren Ehemann. Valentina Holub meldete sich gleich am ersten Tag seiner Ankunft in Zürich und machte sich in der Folge durch Besorgungen unentbehrlich.

Ein anderer Versuch, Solschenizyns Lebenswerk zu diskreditieren, war ein Buch von Frank Arnau. Der 1894 als Heinrich Karl Schmitt geborene Sohn eines Schweizer Hoteldirektors war Journalist, Polizeireporter und Krimiautor. Er floh vor den Nazis in die Emigration, lebte in den Niederlanden, Spanien, Frankreich, Schweiz und Brasilien und kehrte 1970 in die Schweiz zurück. Seine letzte grosse Arbeit war der Roman «Der Bart ist ab – Die Demaskierung des Alexander Solschenizyn». Arnau wollte belegen, dass der Nobelpreisträger während und nach seiner Zeit im Gulag für den KGB gearbeitet habe. Das Buch erschien nie, Arnau starb 1975 noch vor der Veröffentlichung. Zuvor hatte er noch versucht, seine Recherchen dem Journalisten Peter Holenstein zu übergeben. Dieser schöpfte aber Verdacht und lehnte das Angebot ab.

Solschenizyn erklärte in seinen Memoiren später, dass er zunächst keinen Verdacht geschöpft habe, von Agenten bespitzelt zu werden. Valentina Holub und ihr Mann waren ja Tschechen und nicht Russen. Später wurde er jedoch misstrauisch. Sein kurzes Exil im Tösstal war auch eine Flucht vor diesen zwielichtigen Figuren. In dieser Zeit soll er auch bei der Polizei vorgesprochen haben. Dort liess man ihn wissen, dass man nicht in der Lage sei, ihn zu schützen. Die Polizei empfahl aber, im Bauernhaus in Sternenberg nachts immer zwei Kübel mit Wasser bereitzustellen, falls jemand einen Brandanschlag verüben sollte.

Die erste Fassung dieses Artikels erschien im Tössthaler vom 6. Mai 2022 unter dem Titel «Als Solschenizyn vor dem KGB nach Sternenberg flüchtete.». Swissinfo publizierte den Artikel unter dem Titel «Wie sich Alexander Solschenizyn hinter Schweizer Hügeln vor dem KGB versteckte am 29. Juli 2022 in Deutsch und drei weiteren Sprachen, nicht aber in Russisch. <https://www.swissinfo.ch/ger/wie-sich-alexander-solschenizyn-hinter-schweizer-huegeln-vor-dem-kgb-versteckte/47664250>. Das Foto zeigt Alexander Solschenizyn wie er bei seinem Aufenthalt in Zürich auf Schritt und Tritt von Fotografen und Schaulustigen belagert wurde. Bild: Arthur Wieser Comet / ETH-Bildarchiv.

Der Tösstaler Metzger



und die Überfremdung

Die Überfremdungs-Initiative des rechten Politikers James Schwarzenbach sorgte Ende der 1960er Jahre für Diskussionen und Unruhe. Sie wurde 1970 abgelehnt. Eine erste solche Volksinitiative kam aber bereits 1968 aber kam aus dem Tösstal.

In den 1960er-Jahren kannte jedes Kind den Namen Schwarzenbach. Der rechtskonservative Zürcher Nationalrat mit aristokratischem Auftreten und feinen Manieren hatte einem Anliegen der damaligen «Nationalen Aktion gegen Überfremdung von Volk und Heimat» (NA) seine Unterstützung und seinen Namen gegeben. Die Wogen gingen im Vorfeld der Abstimmung vom 7. Juni 1970 hoch, vereinzelt kam es sogar zu Schlägereien. Die Initiative wurde mit 54 Prozent Nein-Stimmen verworfen. Ein solches knappes Resultat hatte keiner kommen sehen, denn alle Parteien, Verbände, Organisationen, die Presse und auch die Kirche waren dagegen gewesen. Die Stimmbeteiligung lag bei fast 75 Prozent, nur die AHV-Abstimmung von 1947 hatte noch mehr mobilisiert. Stimmbeteiligt waren damals nur die Männer, das sollte sich erst ein Jahr später ändern.

Das Anliegen der Schwarzenbach-Initiative war nicht neu. Der Zuzug von ausländischen Arbeitern, namentlich Italienern, verursachte vielen Schweizern Unbehagen. Und die Zahlen waren tatsächlich auch beträchtlich. In den Jahren der Hochkonjunktur war der Ausländeranteil massiv gestiegen. Hatte der Anteil 1950 noch bei 6,1 Prozent gelegen, so war er 1960 bereits bei 10,8 und 1970 bei 17,2 Prozent. Schon in den frühen 1960er-Jahren begann der Bundesrat mit einer Kontingentierungspolitik, die Zahl der ausländischen Arbeiter zu beschränken. Das 1934 eingeführte Saisonnier-Statut regelte die Vergabe von so genannten Kurzaufenthaltsbewilligungen und sollte verhindern, dass ausländische Arbeiterinnen und Arbeiter dauerhaft in der Schweiz sesshaft würden.

Bereits Ende der 1950er-Jahre warnten Gewerkschaften vor einem Lohndumping als Folge der Rekrutierung ausländischer Arbeiter.

1963 formierte sich eine politische Partei unter dem Namen «Schweizerische überparteiliche Bewegung zur Verstärkung der Volksrechte und der direkten Demokratie», die im Volksmund nur «Anti-Italiener-Partei» genannt wurde. Für die Nationalratswahlen 1963 traten gleich zwei Kandidatenlisten unter dem Begriff der «Überfremdung» an. Neben der genannten Gruppierung um Stocker gab es auch noch eine «Schweizervolk-Partei».

Bereits ein Jahr später starteten die Zürcher Demokraten eine Unterschriftensammlung für eine Initiative gegen die Überfremdung. Sie verlangte, dass «der Bestand an ausländischen Niedergelassenen und Aufenthaltern insgesamt einen Zehntel der Wohnbevölkerung nicht übersteigen darf.» Bis diese Zahl erreicht sein würde, müsste die Zahl der Ausländer in der Schweiz jedes Jahr sukzessive verringert werden. Die Initiative wurde am 30. Juni 1965 mit 59'164 Unterschriften eingereicht und als gültig erklärt. Mit dem Ausarbeiten einer Botschaft liess sich der Bundesrat bis zum 29. Juni 1967 Zeit, am 20. März 1968 wurde die Initiative zurückgezogen.

Wer waren die Absender, die Zürcher Demokraten? Sie gehörten zur demokratischen Bewegung, später «Demokratische Partei» (DP) genannt, die sich Mitte des 19. Jahrhunderts als fortschrittlich-liberale Kraft im Kanton Zürich formiert hatte. Ihr Sprachrohr war der 1836 gegründete Winterthurer «Landbote». Im 20. Jahrhundert verschob sich die Partei merklich ins konservative Lager und verlor allmählich an Bedeutung. Hatte sie zu Beginn des 20. Jahrhunderts noch bis zu 15 Mandate im Nationalrat gehabt, so waren es 1967 nur noch 3. 1971 löste sich die Partei auf. Zu ihren letzten Nationalräten gehörte der Turbenthaler Rudolf Ott. Er amtierte als Zürcher Vertreter der Demokratischen Partei von 1966 bis 1970 und war mehr oder weniger überraschend als Ersatzmann für einen zurückgetretenen Parteikollegen zu seinem Mandat gekommen.

Wir wissen nicht, wer der eigentliche «Erfinder» der ersten Überfremdungsinitiative war, doch Rudolf Ott stand unmissverständlich

dahinter und hat sie verteidigt, auch wenn dies nicht immer zu seinem Vorteil geriet.

Wer war dieser Turbenthaler Metzger, der von 1900 bis 1970 lebte? Die Familie Ott führte in Turbenthal über drei Generationen die Metzgerei, bis sie das Geschäft 1978 der Familie Brunner übergaben, die heute noch die Metzgerei betreibt. Alle Männer in dieser Familie trugen denselben Vornamen, was damals durchaus üblich war. Der Vater des späteren Politikers Rudolf Ott, lebte von 1856 bis 1925 und wohnte im Hutziker Dorfteil von Turbenthal. Sein eigener Vater war früh gestorben, die Mutter konnte nicht alle vier Kinder ernähren, also war er 1884 in die USA ausgewandert. Bei der Chattanooga Beef Company im Bundesstaat Tennessee lernte er das Metzgerhandwerk. 1894 kehrte er in die Schweiz zurück und wollte seine Braut Elisabeth, der er die Ehe versprochen hatte, in die USA nachholen. Elisabeth war die Tochter des Schneidermeisters Stahel, der ein eigenes Atelier betrieb und im Nachbarhaus der Familie Ott wohnte. Stahel war gegen diese Auswanderungspläne, und so blieb Rudolf in der Schweiz und eröffnete in Turbenthal die Dorfmetzgerei. Seine Frau überlebte ihn und starb 1946 im hohen Alter von 87 Jahren. Ab 1925 führte sein Sohn Rudolf, der spätere Politiker, den Metzgereibetrieb weiter. Er übergab das Geschäft 1964 an seinen Sohn, der es bis zum Verkauf im Jahr 1978 führte.

Die Familie Brunner vermittelt den Kontakt zu Christian Meier, er ist der Enkel unseres gesuchten Rudolf Ott. Meier zeigt uns Bilder aus dem Familienalbum und auch den Nachruf, der am 18. März 1970 im «Tössthaler» erschienen war. Wir erfahren einiges: Rudolf Ott wurde 1946 Gemeindepräsident und wurde insgesamt fünf Mal wiedergewählt, 1969 trat er zurück. Doch er war nicht nur Gemeindepräsident, sondern auch in zahlreichen Gemeindegremien und Vereinen aktiv, so in der Feuerwehr und in der Schulpflege. 1947–1967 war er im Zürcher Kantonsrat, 1966–1970 Nationalrat. Er war ein begeisterter Kavallerist und Reiter und hatte als junger Mann 1928 einen ersten Preis in der nationalen Springkonkurrenz von Luzern gewonnen.

Einiges mehr über seine politischen Ambitionen auf dem nationalen Parkett erfahren wir in den Memoiren von James Schwarzenbach. Im Buch «Im Rücken das Volk» hat Schwarzenbach 1980 im Rückblick diese Zeit beschrieben. 1967 war er in den Nationalrat gewählt worden, sein Sitznachbar war damals Rudolf Ott. Das hatten Freunde so eingefädelt, weil sie wussten, dass Ott Schwarzenbachs Anliegen gegenüber positiv eingestellt war. Zwei Männer, wie sie kaum unterschiedlicher sein könnten: Hier der aristokratische Schwarzenbach mit seiner geschliffenen Rede, da der volkstümliche Metzger aus dem Tösstal. James Schwarzenbach stattete seinem Ratskollegen 1967 einen Besuch ab und erinnert sich daran in allen Details:

«In ländlicher Tracht begrüsst mich seine Frau unter der Haustür und führe mich in ein heimeliges Stübchen, wo mir der eher kleine, schon etwas ergraute Ott mit kurz geschnittenem Schnurrbart, gut in den Sechzigern, mit gezwungenem Lächeln entgegentrat und mich als «Herr Kollega» begrüsst ... Er war von Beruf Metzgermeister und führte seit mehr als vierzig Jahren ein eigenes Geschäft, welches er vor kurzem seinem Sohn übergeben hatte. ... Er war nicht Diplomat genug, um zu verbergen, dass ihm meine Wahl, die seiner Partei empfindliche Stimmenverluste gekostet hatte, nicht sonderlich sympathisch war. Die latente Spannung und das eher stockende Gespräch lockerte sich erst, als er von seiner militärischen Vergangenheit erzählte...»

Beim Gespräch über die Pferde und die Kavallerie entspannte sich die Situation merklich, und Schwarzenbach konnte zum eigentlichen Gegenstand seines Besuches kommen. Er versicherte Ott, dass seine Partei – das war damals noch die Nationale Aktion – die Initiative der Zürcher Demokraten unterstützen werde. Ott entgegnete:

«Wir Zürcher Demokraten stehen völlig isoliert da und werden nicht einmal aus den eigenen Reihen geschlossen unterstützt. Der Gegendruck und die Einschüchterungsversuche von industrieller und behördlicher Seite sind unvorstellbar. Sie werden erleben, wenn

in Bern unsere Initiative zur Sprache kommt, welcher Geist da herrscht. Keiner wagt es, uns zu unterstützen, keiner. In der vorbereitenden Kommission sind sie alle über mich hergefallen. Die vielen Italiener im Dorf sabotieren meine Metzgerei, die mein Sohn führt. Der liegt mir ständig in den Ohren, die Initiative zurückzuziehen, falls ich das Geschäft nicht ruinieren wolle. Aber ich werde durchhalten.»

Schwarzenbach ging mit gemischten Gefühlen nach Hause. «Das kurze Gespräch war aufschlussreich. Der Widerstand zehrte sichtlich an Otts Nerven. Mein Zuzug schien ihn nicht zu freuen. Unwillkürlich stellte ich mir die Frage, ob dieser Mann einen derart harten Kampf erfolgreich durchstehen konnte. Für ihn standen nicht nur der Ruf als Gemeindepräsident, sondern auch die Existenz seiner Familie auf dem Spiel.»

Auch James Schwarzenbach war nicht entgangen, dass Rudolf Ott in jenen Jahren krank war und gelegentlich im Rat einnickte. Das beweist folgende Episode, die Schwarzenbach in seinem Buch schildert:

«Nationalrat Rudolf Ott, mein Sitznachbar im Rat, war seit dieser Stunde ein gezeichneter Mann. Er wurde müde und krank, von einem quälenden Herzleiden befallen. Dennoch versäumte er es nie – auch wenn er sich schlecht fühlte – allen Sitzungen pünktlich von Beginn bis zum Schluss beizuwohnen. Müde und krank, wie er war, hielt er einmal an einer Nachmittagssitzung den Kopf auf die linke Hand gestützt und nickte in der sommerlichen Schwüle des Saales ein. Dies entging dem damaligen Bundeshausberichterstatte des <Blick> auf seiner Tribünenwarte nicht. Er knipste ein Bild des Schlafenden und veröffentlichte es am folgenden Tag in seiner Zeitung mit einem üblen Kommentar.»

Wie erinnert sich die Tochter von Ott, die betagte Mariann Meier, an die damalige Zeit? Zwar habe man am Familientisch nicht über Politik geredet, berichtet sie in einem 2020, denn da waren immer

auch die Metzgerburschen und die Gehilfen mit am Tisch, auch abends. Ihre Mutter habe ihr aber erklärt, was der Grund für die gedrückte Stimmung des Vaters sei. Er habe nichts gegen die Italiener, im Gegenteil, aber er hatte den Eindruck, dass man zu viele Ausländer geholt habe, für die man gar nicht die Verantwortung übernehmen könne. Deshalb wäre es besser, ihre Zahl klein zu halten.

Rudolf Ott erlebte den Urnengang zur Schwarzenbach-Initiative nicht mehr, er starb kurz vor der Abstimmung am 15. März 1970. Das Resultat vom 7. Juni hätte ihn allerdings überrascht. Die Initiative wurde mit 46 Prozent Ja-Stimmen knapp verworfen. Der Bezirk Winterthur sagte als einziger Bezirk im Kanton Zürich Ja zur Initiative: Winterthur-Stadt, Wila, Wildberg und Bauma nahmen an. In Turbenthal, dem Wohnort von Rudolf Ott, war der Anteil der Ja-Stimmen mit 56,6 Prozent sogar besonders hoch.

Das Tösstal hatte wegen seiner Textilfabriken und dem Bau der Tösstalbahn bereits in der zweiten Hälfte des 19. Jahrhunderts einen grossen Bedarf an Arbeitskräften und deshalb schon ausländische Arbeitskräfte angeworben. Im Tösstal selbst konnte man einen Unterschied zwischen Orten wie Turbenthal mit viel Industrie und Handwerk und eher landwirtschaftlich geprägten Orten wie Wila beobachten, sagt der Tösstaler Historiker Wolfgang Wahl, der selbst in Wila wohnt. So konnte es dann schon mal vorkommen, dass die Turbenthaler Wila als «Kaff» bezeichneten. «Die Ausländer (Italiener, Spanier und Deutsche), die vor allem nach dem Zweiten Weltkrieg hierherkamen und in Fabriken und Gewerbe, aber auch im Gesundheitswesen und in der Korbmacherei arbeiteten, wurden scharf beobachtet. Viele konnten sich aber gut integrieren, wenn einer etwas leistete, wurde das auch anerkannt. Auch die Polen und Franzosen aus der Internierungszeit im Zweiten Weltkrieg waren hier gut organisiert, und die Italiener, die für die Tösskorrektur ab 1876 und schon vorher für den Eisenbahnbau ins Tösstal kamen, integrierten sich oft auch gut. Fast immer arbeiteten die Fremden in Bereichen, in

denen es die Schweizer weniger tun wollten. Konservative Politiker, die dieses Thema ideologisieren wollten und konnten, gab es auf allen Ebenen. Die Angst vor dem Fremden wurde auch auf dem Land bewirtschaftet, aber sie war – trotz der heute noch eindeutigen Abstimmungsergebnisse bei Ausländerthemen – relativ kurzatmig. Was zählte, war die alltägliche Lebenspraxis.»

Die erste Fassung dieses Artikels erschien im Landbote vom 13. Juni 2020 unter dem Titel «Wie ein Tössthaler Metzger gegen die Überfremdung kämpfte». Das Foto zeigt den Turbenthaler Metzger Rudolf Ott in den 1960er Jahren. Bild: Archiv Christian Meier Turbenthal.

Wie Schwarzenbach



zum Katholiken wurde

Mit seiner Volksinitiative gegen die Überfremdung ist er in die Geschichte eingegangen: Der ultrarechte Politiker James Schwarzenbach (1911–1994). Er stammte aus einer streng protestantischen Familie und ist als junger Mann zum Katholizismus konvertiert.

Die Zugehörigkeit zu einer Konfession spielt in der säkularen Welt von heute keine Rolle mehr. Das war nicht immer so. Bis ins späte 20. Jahrhundert gab es in der Schweiz zwei deutlich unterschiedene Gruppen: Hier die Katholiken, die vor allem in den Innerschweizer Kantonen das Sagen hatten, da die Protestanten in den Wirtschaftsmetropolen Genf, Zürich und Basel. Der Übertritt von der einen in die andere Konfession kam zwar gelegentlich vor, war aber ungewöhnlich. Im Fall von James Schwarzenbach ist diese Konversion sogar ein Schlüssel zum Verständnis seiner Ideenwelt. Schwarzenbach hat zweimal ausführlich darüber geschrieben: Als junger Mann in seinem Tagebuch und als reifer Mensch wenige Jahre vor seinem Tod.

Das Tagebuch von James Schwarzenbach hat eine Odyssee hinter sich. Nach seinem Tod gelangte es zunächst in die Hände eines Antiquars. Dort entdeckte es der Zürcher Historiker Stefan Keller und konnte es erwerben. Sein Artikel, den er 1994 in der WOZ veröffentlichte, hatte ein Nachspiel: Die Familie Schwarzenbach verklagte ihn. Man einigte sich schliesslich, und die Familie konnte das Tagebuch zurückkaufen. Eine Kopie wird heute im Archiv für Zeitgeschichte der ETH Zürich aufbewahrt. Ende Juni 2020 konnte ich das Tagebuch lesen, durfte Notizen und Fotos machen, ich musste mich jedoch verpflichten, keine Reproduktionen zu veröffentlichen und auf wörtliche Zitate zu verzichten.

Vor mir liegt die Kopie eines weiteren Dokuments. Es geht um den Taufschein von James Schwarzenbach. Er ist auf den 10. Februar 1933 datiert. Damals war Schwarzenbach 21 Jahre alt. Den Taufschein ausgestellt hat das katholische Pfarramt Liebfrauenkirche in Zürich. Als Spender der Taufe ist Dr. Richard Gutzwiller genannt. Der Taufschein, der allerdings erst 1949

ausgefertigt wurde, liegt heute im Schweizerischen Landesmuseum Zürich. Er gelangte wohl nach der Liquidation des Thomas-Verlags 1989 und dem Tod von James Schwarzenbach dorthin. Ursprünglich katholisch ausgerichtet, publizierte der Thomas-Verlag neben russlandkritischen auch antisemitische Schriften. 1947 übernahm Schwarzenbach den Verlag und leitete ihn fortan als «Thomas Verlag, Dr. James Schwarzenbach». Wenn nötig, liess es sich sein Verlagsprogramm auch von kirchlicher Stelle verteidigen. So weigerte sich der Bischof von Chur, gegen die Verbreitung eines von Schwarzenbach übersetzten antisemitischen Buchs vorzugehen, das im Thomas-Verlag erschienen war.

Erste Überraschung bei der Durchsicht der losen Blätter von Schwarzenbachs Tagebuch im Archiv für Zeitgeschichte: Das Tagebuch, entstanden in den 1930er-Jahren, ist in einer gut leserlichen Handschrift geschrieben. Auch sprachlich ist es gepflegt, hier schreibt ein Mann, der sich gut ausdrücken kann. Die Gedanken drehen sich oft im Kreis und lassen die Gefühlswelt eines Adoleszenten sichtbar werden. Über die äusseren Umstände erfahren wir wenig. Und eigentlich geht es immer wieder um das gleiche: Um seine Liebe zur katholischen Kirche, um Gott und gleichzeitig um sein vermeintlich schlechtes, sündiges Leben. Das Tagebuch ist im Grunde genommen ein Sündenregister: Da ist von Nachlässigkeit im Gebet die Rede, von mangelnden Fortschritten als Christ, Unmässigkeit im Essen und Trinken, schlechte Gedanken gegenüber der Familie, wenig Demut, Bruch des Fastengebots, und immer wieder geht es um Sexualität. Er liege morgens zu lange im Bett und gebe sich seinen Gedanken hin. In bester katholischer Tradition empfindet er die Frau als Versucherin, als Hindernis auf dem Weg zu Gott. Und als moderner Leser fragt man sich immer wieder: Warum um Himmelswillen hat er sich das angetan und sich ausgerechnet der katholischen Konfession zugewendet? Zu einer Diskussion über Homosexualität notiert er, dass bei der Frau der Wunsch nach einem Kind im Mittelpunkt der Sexualität stehe, beim Mann jedoch primär die Lust.

Verschiedene Male spricht er auch über den Wunsch, Priester zu werden, ins Kloster zu gehen, bis er sich im endgültig dagegen entscheidet. Er will im Laienstand bleiben und dort wirken, wo Gott ihn in der Welt hinsendet.

Auch seine Familie ist Thema, wenn auch nur am Rande und im Kontext seiner Konversion zum Katholizismus. Schwarzenbach wendet sich gegen den Materialismus, der auch die Weltanschauung seiner Familie sei. «Gott nimm mir mein Geld und verteile es unter den Armen und Bedürftigen. Führe meine Familie doch auch zu dieser Einsicht und gib, dass auch sie dich erkennen und lieben in Deiner Güte und Barmherzigkeit.» Dieser Tagebucheintrag wird hier als einziger wörtlich zitiert, denn er findet sich auch in der Literatur zu James Schwarzenbach.

Politische Beobachtungen und Gedanken sind rar. Einmal spricht Schwarzenbach über einen improvisierten Vortrag zum Thema «Demokratie oder Diktatur». Er erhebt die Forderung nach kultureller Selbständigkeit der Kantone, Abschaffung der Milizarmee, anonyme Wahl und Einführung einer Berufsarmee. Schliesslich, wenn auch nur kurz, geht es um den Zweiten Weltkrieg, den Schwarzenbach als Offizier im Aktivdienst miterlebt. Über die Eroberungen Nazi-Deutschlands ist er entsetzt.

Bei all diesen Ausführungen sind aber auch die Auslassungen interessant. Lebensgeschichtliche Ereignisse, über die er nicht spricht. Hier geht es vor allem um die Krawalle rund um die Aufführungen des politischen Kabarets «Die Pfeffermühle» von Erika Mann im Herbst 1934 in Zürich. Die Truppe hatte vor den Nationalsozialisten aus Deutschland fliehen müssen und ihren Spielbetrieb als Exilkabarett am 30. September 1933 im Zürcher «Hotel Hirschen» wieder aufgenommen. Ihr zweites Exilprogramm wurde Anfang 1934 mit deutlichen Bezügen auf das Dritte Reich gestartet und löste Krawalle von Schweizer Nationalsozialisten aus. Die Vorstellungen konnten nur unter Polizeischutz weiter geführt werden, sie ernteten auch Kritik von der Neuen Zürcher Zeitung,

verschiedene Kantone erliessen sogar Aufführungsverbote.

Bei den Vorfällen tritt auch Schwarzenbach aktenkundig als Rädelsführer in Aktion, Parolen wie «Use mit de Jude» (Raus mit den Juden) werden geschrien. Schwarzenbach wird verhaftet und auf dem Polizeirevier verhört. Ob und wie genau er Mitglied der Frontisten war, ist bis heute ungeklärt, er hat sich später auch widersprüchlich dazu geäussert. So schrieb er einmal: «Fröntler und dergleichen war ich nie, trotzdem ich gut verstanden habe, aus welchem Grunde viele Junge damals sich diesen Bewegungen zuwandten.» Anderswo argumentiert er, ausgerechnet sein Bekenntnis zum Katholizismus hätte ihm eine Hinwendung zum Nationalsozialismus verboten: «Für einen Konvertiten, der diesen Schritt aus Überzeugung getan hat, konnte es ein Paktieren mit dem christenfeindlichen Nationalsozialismus nicht geben.» Schwarzenbach wäre aber nicht der erste, der im Alter seine Biografie neu erfindet. Genau das hat er hier offenbar auch getan. Immerhin spricht aus beiden Zitaten eine gewisse Sympathie für die Frontisten und den Nationalsozialismus. In den 1960er Jahren hat Schwarzenbach Journalisten, die ihn einen Nazi nannten, verklagt und die Prozesse auch gewonnen. In einem Brief an seinen Anwalt im Prozess gegen den Chefredaktor der Zeitschrift «Beobachter» schrieb er: «Durch meine Konversion 1933 habe ich mich von solchen [nationalsozialistischen] Gedankengängen distanziert und bin ein Gegner Adolfs geworden.» Die Formulierung schliesst immerhin nicht aus, dass er vor seiner Konversion anders dachte.

Festzuhalten ist zweierlei: James Schwarzenbach hat bereits hier ein manichäisches Weltbild, das scharf in Gut und Böse, Gott und Teufel trennt. Sexualität und Geld gehören zur Welt des Bösen. Auch punkto Religion gibt es nur Gut und Böse: Katholizismus – oder Heidentum. Protestantismus als Konfession wird nicht einmal erwähnt. Er selbst sieht sich als einsamer Christ in einer Welt voller Heiden. Isabel Drews analysiert dies in einer Biografie von 2005 treffend: «Diese pathetische Selbstsicht deutet darauf hin, dass er die Randstellung gesucht hatte, die ihm die Konversion verschaffte.

Sie ermöglichte ihm, sich einerseits im Protest von seinem Herkunftsmilieu abzuwenden und andererseits von der stärkeren sozialen Kohäsion zu profitieren, die sie ihm die Randgruppe bot. Der Katholizismus diente ihm seither als ideologisches Stützkorsett.»

James Schwarzenbach hat in jenen Jahren immer wieder Kontakte mit Klerikern, denen er sich anvertraut und etwa über seinen Wunsch, Priester zu werden, spricht. Eine herausragende Rolle spielt dabei der katholisch-antiliberaler Zürcher Jesuit Richard Gutzwiller SJ (1896–1958). Gutzwiller unterrichtete Schwarzenbach während eines Jahres und führte ihn zum Katholizismus. Dreissig Jahre lang wirkte der Jesuit als Studentenseelsorger im Katholischen Akademikerhaus am Hirschengraben in Zürich, wo auch sein Nachlass archiviert ist. In einem Nachruf in der von Zürcher Jesuiten herausgegebenen Zeitschrift «Orientierung» lesen wir.

«Zu Gutzwillers Weltanschauungskursen ging man lieber als zu Vorlesungen der Fachkoryphäen. Er <zog>, wie man sagte. Aber er war mehr als eine Sensation, die man gehört haben musste, weil sie brillierte und die Säle füllte. Er schuf dem jungen Menschen das Weltbild, weil er seine Fragen, seine Zweifel und seine Schwierigkeiten kannte, ja verstand. Er moralisierte nicht und verdonnerte nicht, er appellierte an den Verstand, was deshalb Erfolg haben musste, weil sich Wissen mit jenem heiligen Ernst paarte, der sicherem Glauben entspringt. Gerade dies spürte der Student und war sich dessen vollends bewusst, wenn er dem von seinem Studentenseelsorger dargebrachten hl. Messopfer bewohnte. Dann wurde ihm gewiss, dass er das hl. Geheimnis mitfeiern durfte».

Gutzwiller war ein Verfechter eines rückwärtsgewandten Katholizismus, was Schwarzenbach sicherlich angesprochen hat. Er befürwortete den Ständestaat und hatte Sympathien für autoritäre Staaten, namentlich die Franco-Diktatur in Spanien. Auch das Motiv der Weltverschwörung, das bei Schwarzenbach später auftaucht und ihn dazu bringt, den Roman «Den Plan des

grossen Anonymen» von Douglas Reed zu übersetzen, findet sich bei Gutzwiller. Reeds Roman lehnt sich an die antisemitische Hetzschrift «Die Protokolle der Weisen von Zion» an. Nach Auskunft des ehemaligen Chefredaktors der Zeitschrift «Orientierung» Nikolaus Klein SJ gehörte Gutzwiller zum Kreis einer Gruppe von Zürcher Jesuiten, die nach heutiger Auffassung Sympathien mit antisemitischem Gedankengut hatten.

Nikolaus Klein zeigt sich heute noch betroffen, dass es in den eigenen Reihen Antisemitismus gab. Neben Gutzwiller nennt er Mario von Galli (1904–1987), der sich als Konzil-Spezialist einen Namen gemacht hatte, ausserdem Rudolf Walter von Moos (1884–1957), dessen Texte von seiner rassistischen Gesinnung zeugen, sowie Hans Urs von Balthasar (1905–1988). Letzterer gehörte in den 1970er-Jahren zu den bekanntesten Theologen der Schweiz und wurde auch im angelsächsischen Sprachraum weit rezipiert. Alle diese Theologen lebten in den 1930er-Jahren unter einem Dach und waren Mitglieder der Jesuitengemeinschaft. Hans Urs von Balthasar ist später ausgetreten. Eine weitere Figur, die in diesem Kontext genannt werden muss, ist der rechts-konservative Intellektuelle Gonzague de Reynold (1880–1970) aus Fribourg. Auch er war ein Verfechter des Ständestaates und Anhänger eines doktrinäreren Katholizismus.

Wenige Jahre vor seinem Tod hat sich James Schwarzenbach ein weiteres und letztes Mal mit seiner Hinwendung zum Katholizismus befasst. In einem umfangreichen siebenteiligen Artikel, der 1991 bis 1993 in der konservativen katholischen Zeitschrift «Timor Domini» veröffentlicht wurde, reflektiert der mittlerweile 80-Jährige seine Beweggründe aus grosser zeitlicher Distanz. Er beginnt mit seinem Elternhaus: «Ich wuchs in einer Umgebung auf, die sich zum Protestantismus bekannte. Es war aber keineswegs die Religion der Reformatoren, auch nicht die des liberalen Protestantismus, sondern die weitverbreitete, bürgerliche Religion der Wohlanständigkeit, welche das Denken des Elternhauses beherrschte. Eigentliche religiöse Fragen wurden auch im blossen Gespräch niemals berührt,

und falls sie auftauchten, wurden sie als nicht diskussionsfähig so rasch wie möglich abgetan. In meiner Erziehung spielte der christliche Glaube keine Rolle.» Seine Mutter, so heisst es in der zweiten Folge der Serie, «neigte zum Katholizismus», hatte sie doch in einer Ecke ihres Schlafzimmers ein Muttergottesbild sowie Bilder der heiligen Katharina von Siena und des heiligen Antonius. Prägend war offenbar auch ein anderes Erlebnis: Als Kind ging Schwarzenbach zum katholischen Pfarrer und liess sich dort eine Kinderbibel geben. Seine Eltern, so schreibt er, hätten ihm das Buch kurz entschlossen wieder weggenommen.

Seine Konversion am 10. Februar 1933 musste vom Churer Bischof bewilligt werden, denn es war ja streng genommen eine zweite Taufe. Gutzwiller zu Schwarzenbach: «Wir taufen Sie nochmals, beziehungsweise falls die erste Taufe nicht gültig war. An und für sich erkennen wir jede Taufe im Namen des Vaters, des Sohnes und des Hl. Geistes. Aber seinerzeit gab es viele protestantische Pfarrer, die nicht mehr an die Gottheit Christi glaubten.»

Katholik sein muss gelernt werden, erkennt Schwarzenbach selbstkritisch: «Ein Konvertit ist wohl nach dem Credo vollwertig, aber nicht nach dem Habitus. Wenn ich mich betrachte: Ich bin immer katholischer Protestant geblieben. Ein Stück protestantischer Rebellion steckt in mir, obschon ich den Katholizismus aufrichtig liebe und als Katholik der alten Schule leben und sterben möchte».

Nach diesen Erörterungen kommt er noch einmal auf seine Familie zurück, die über seine Bekehrung zum Katholizismus schockiert war. Sein Vater erfuhr davon auf Umwegen, noch bevor James es ihm selbst mitteilte. ««Das hast Du Dir nicht richtig überlegt», sagte Papa sichtlich bekümmert. «Du weisst nicht, was das für uns alle, für das Geschäft für Folgen haben kann. Du musst das rückgängig machen. Du musst aus der katholischen Kirche austreten. Von mir aus darfst du alle Sympathien haben, aber dass mein Sohn Katholik ist, das musst du begreifen, das geht nicht.» Mir war schwer ums Herz. Nicht, dass ich mich vor Papa fürchtete, aber weil ich sah,

dass er litt. «Es tut mir leid», sagte ich, «da gibt es kein Zurück. Die Kirche ist kein Verein, in dem man ein- und austreten kann.»»

In diesem Artikel beschreibt Schwarzenbach sich als Suchenden. Er liest deutsche Romantiker wie Eichendorff, Novalis, Stifter und zeigt sich beeindruckt von einem Zimmerkollegen im Lyzeum Alpinum in Zuoz, der sich jeden Samstag auf die Beichte vorbereitet. Was ihn umtreibt, ist die Frage nach dem Sinn des Lebens. «Die Welt, in der ich in jenen Jahren lebte, war eine Welt ohne Gott. Mir erschien das ganze Leben schwer und trostlos und oft fand ich meine letzte Zuflucht wiederum in der Betrachtung des gestirnten Nachthimmels, der mir als der letzte Bote einer besseren und vielleicht doch sinnvollen Welt für kurze Augenblicke Ruhe und Zuversicht schenkte.»

Eine wichtige Rolle in seiner Bekehrung spielte eine Reise nach Spanien im Jahr 1930. Schwarzenbach ist gefesselt von der «einzigartigen Stimmung, welche im Gotteshaus herrscht. Damals fühle auch ich mit grosser Bewusstheit den Unterschied zwischen einem katholischen und einem reformierten Gotteshaus. Erst später aber begriff ich, dass diese beglückende «warme» Stimmung der Geborgenheit auf der Anwesenheit unseres Herrn und Erlösers im Tabernakel zurückzuführen ist.» Im Osterhochamt in Sevilla dann ein weiteres Erlebnis: «Auch dieses Osterhochamt wurde zu einem wichtigen Grundstein meiner Bekehrung zum katholischen Glauben. Nie mehr seither ist es mir vergönnt gewesen, das Bild der «ecclesia triumphans» in ihrer ganzen Herzlichkeit so sichtbar vor Augen zu haben wie damals. In erster Linie war es mir ein unerhört feierliches Schauspiel, die Apotheose einer Welt, die ich von Jugend an als verloren beklagt hatte und auch tatsächlich ein paar Jahre später im Bürgerkrieg in Spanien selbst verloren gehen sollte.»

In die Zeit seines Spanienbesuches fällt der Beginn der Auseinandersetzungen zwischen Republikanern und Faschisten, die in den spanischen Bürgerkrieg (1936–1939) mündete. Die Diktatur in Spanien endete erst mit dem Tod von General Franco im Jahr 1975.

Aus seiner Begeisterung für das Spanien des faschistischen Diktators Franco hat Schwarzenbach nie einen Hehl gemacht, im Gegenteil: er hegte für den General «une très vive sympathie». In einem Fernsehinterview 2014 bekannte er: «In der Schweiz bin ich ein Demokrat, aber in Spanien wäre ich Faschist». Das Land dankte es ihm mit einem Orden, wie auf seinem Grab in St. Moritz vermerkt ist: «Comendador de la Orden de Isabel la Católica.» Weil es Offizieren die Schweizer Armee nicht gestattet war, solche Auszeichnungen entgegenzunehmen, musste Schwarzenbach den Orden wieder zurückgeben. Er tat es nur ungern.

Die Hinwendung zum Katholizismus war für James Schwarzenbach mehr als nur eine Episode oder eine Facette seines Lebens. Im Katholizismus fand er schon früh eine Antwort auf existenzielle Fragen und gleichzeitig ein ideologisches Fundament für sein Weltbild. Auch später gab es für ihn nur zwei Farben: Schwarz und Weiss, das Gute und das Schlechte. Gott und Teufel. Katholizismus und Protestantismus – vor diesem Hintergrund muss auch Schwarzenbach späteres politisches Engagement gesehen werden, zunächst gegen den Kommunismus, gegen den kämpfte, und dann in Fragen der Zuwanderung. Im Abstimmungskampf wurde Schwarzenbach zu einer Ikone, und ich vermute, dass ihm dies durchaus entgegenkam. Hier drängt sich der Gedanke auf, dass sein Einzelkämpfertum der Polarität folgte: «Ich (allein) – gegen die Welt.»

Dieses Denken an in radikalen Polaritäten spiegelt sich auch in seinem Lieblingsthema, der «Überfremdung». 1967 als erster Vertreter der «Nationalen Aktion gegen Überfremdung von Volk und Heimat» (NA) überraschend in den Nationalrat gewählt, blieb er marginalisiert, weil er keiner Parlamentsfraktion angehörte. Gleichwohl war er die nächsten Jahre bestrebt, sich durch parlamentarische Vorstösse und Wortmeldungen zu profilieren, wobei er laut Isabel Drews konsequent die «Überfremdung» thematisierte, selbst in Sachfragen, bei denen «materiell gar kein oder kaum ein Zusammenhang existierte.»

Schwarzenbachs Begeisterung für den katholischen Glauben ist unkritisch – bei seiner Konversion 1933 ebenso wie im Rückblick 1991. In sechzig Lebensjahren scheint sich nichts geändert zu haben. Während seine religiöse Haltung im Laufe der Jahrzehnte wie erstarrt blieb, erlebte die katholische Kirche eine grosse Transformation. Der Katholizismus in der Schweiz war 1933 ein anderer als 1970 bei der Abstimmung über die Überfremdungsinitiative, und noch mehr, als Schwarzenbach vor seinem Tod in den Jahren von 1991 bis 1993 den obigen Text schrieb. «Den Höhepunkt hinsichtlich Organisation und milieumässiger Geschlossenheit erlebte die katholische Sondergesellschaft in der Zwischenkriegszeit», hält Franz Xaver Bischof im Historischen Lexikon der Schweiz fest. Erosionserscheinungen in der katholischen Diaspora, in der auch James Schwarzenbach lebte, zeigten sich schon nach 1950 und führten nach 1960 innert weniger Jahre zur Auflösung des katholischen Milieus und zur Entflechtung von Kirche und Politik. Das zweite Vatikanische Konzil von 1963 bis 1965 führte zu einer kompletten Neuausrichtung der Kirche und zur Abschaffung vertrauter Rituale. 1963 wurde die katholische Kirche im Kanton Zürich zur Landeskirche.

Dies alles, die Veränderungen, die Anpassungen an eine neue Zeit erwähnt Schwarzenbach mit keinem einzigen Wort. Doch unbemerkt kann es nicht an ihm vorbeigegangen sein. Er hat es offenbar ausgeblendet. Seine Kirche war eine Kirche der Vergangenheit. Die Konversion von 1933 mag ein Skandal für die Familie gewesen sein, 1970 hätte sie wohl nur noch ein Schulterzucken ausgelöst.

Die erste Fassung dieses Textes erschien am 15. März 2021 in meinem Blog unter dem Titel «Schwarzenbach als Katholik». <https://www.sternenjaeger.ch/schwarzenbach-kath/>. Das Foto zeigt den Schweizer Politiker James Schwarzenbach in den 1960er-Jahren. Bild: Comet/ETH Bildarchiv.

Schweizer Spionagekamera für



Stasi und CIA

1960 kam mit der «Tessina» aus Grenchen eine ungewöhnliche Kamera auf den Markt. Sie war damals die kleinste 35mm-Kamera der Welt. Zwar wurde sie nie ein Verkaufshit, aber die Geheimdienste in Ost und West schätzten sie.

Wer heute nach dem Begriff «Tessina-Kamera» sucht, stösst auf den Seiten des CIA auf ein Foto: Der US-Geheimdienst nutzte diese Kamera. Auch der australische Geheimdienst. Die grösste Begeisterung aber entwickelte die Stasi, die Staatsicherheit der DDR. Heute liegt die Kamera aus der Schweiz im Stasi-Museum an der Normannenstrasse in Berlin in einem Schaukasten. Und in den Archiven der Stasi finden sich Dutzende von Dokumenten, die zeigen, wie das kleine Ding aus der Schweiz modifiziert wurde.

Die Tessina kam 1960 auf den Markt. Sie war als zweiäugige Spiegelreflex-Kamera angelegt. Aufnahme- und Sucherobjektiv befanden sich auf der Schmalseite. Sie hatte einen Motor, der von einem Federwerk angetrieben wurde und der beim Filmtransport ein charakteristisches Fiepen erzeugte. Damals war die Tessina die kleinste Kamera, die mit dem herkömmlichen 35mm-Kleinbildfilm arbeitete, und auch die kleinste zweiäugige Spiegelreflexkamera der Welt. Später hat ihr die Rollei 35 den Rang streitig gemacht.

Erfunden hatte die kleine Kamera der im Tessin lebende deutsche Ingenieur Rudolf Steineck, der 1957 ein Patent auf die Kamera anmeldete und sie auf den Namen seiner neuen Heimat taufte: Tessina. Bei der Konstruktion half ihm Paul Nagel, ein Bruder von August Nagel, dem Gründer der Contessa- und Nagel-Werke in Stuttgart, die später von Kodak übernommen werden sollten. Für die Produktion konnte Steineck die Firma Siegrist & Cie in Grenchen gewinnen, ein Betrieb, der auf Feinmechanik spezialisiert war und in erster Linie Teile für die Uhrenindustrie lieferte, er existiert heute noch.

In der gleichen Zeit kam auch die Minox auf den Markt. Auch sie wurde in Spionagekreisen geschätzt, nutzte aber ein wesentlich

kleines Negativformat, der Filmtransport erfolgte zwar manuell, wurde aber mit dem Zurückschieben der Kamera in die Ruhestellung verbunden. Mehr Erfolg als die Tessina hatte die ultrakleine Rollei 35, die ebenfalls mit Kleinbildfilm arbeitete und 1966 auf den Markt kam.

Von 1960 Bis Ende der 1980er Jahre wurden in Grenchen rund 25'000 Kameras produziert, zu kaufen waren sie bis Anfang der 2000er-Jahre. Der Vertrieb im Ausland wurde an Drittfirmen vergeben, in Deutschland an Robot-Berning und in den USA an den Auslandschweizer Karl Heitz in New York, der gute Kontakte zu Regierungskreisen hatte. Die USA waren der grösste Absatzmarkt für die Tessina, die Koordination für den Verkauf erledigte die eigens gegründete Firma Concava in Lugano, die bis 1967 auch die Linsen herstellte.

Auch wenn die Kamera finanziell kein Erfolg war und vor allem der Anfang von zahlreichen Konstruktionsproblemen belastet war: Die Tessina war ein Wunderwerk der Mechanik und wird auch heute von Sammlern geschätzt. Sie war Imagewerbung für die Firma und die Qualität ihrer Feinmechanik aus Grenchen imponierte. Im Watergate-Skandal zu Beginn der 1970er-Jahre kam die Tessina zu einer zweifelhaften Ehre: Sie war Spionagewerkzeug in einer Geschichte, die 1973 den US-Präsidenten Richard Nixon zu Fall brachte.

Daniel Ellsberg (1931–2023), ein Militärspezialist im US Thinktank der RAND Corporation, spielte im Frühjahr 1971 der New York Times und der Washington Post 7000 Seiten eines geheimen Reports zu, den die Regierung in Auftrag gegeben hatte und der die Hintergründe für den anhaltenden Misserfolg der USA im Vietnamkrieg ausleuchten sollte. Die Dokumente, die den Namen «Pentagon Papiere» erhielten, belegten, dass die US-Regierung Parlament und Öffentlichkeit jahrelang belogen hatten. Die New York Times und die Washington Post druckten Auszüge aus dem Papier ab, bis Gerichte dies verboten.

Präsident Nixon kochte vor Wut und beauftragte eine Task Force, das Informationsleck zu finden und den Whistleblower dingfest zu machen. Die Gruppe arbeitete unter dem internen Spitznamen «The White House Plumbers» (die Klempner) und wurden oft als «Nixons Fixer» bezeichnet.

Die Köpfe hinter der Operation, der ehemalige CIA-Agent Howard Hunt und der Regierungsmitarbeiter Gordon Liddy, waren nicht zimperlich in der Auswahl ihrer Methoden. Hunt liess sich vom CIA zunächst eine Spionageausrüstung geben. Unter den Gegenständen war auch eine Tessina-Kamera. Hunt, Liddy und einige Komplizen brachen am 3. September 1971 ins Büro des Psychoanalytikers Lewis Fielding in Los Angeles ein. Fielding behandelte zu jener Zeit Daniel Ellsberg, und die Task Force hoffte, belastendes Material gegen ihn zu finden.

Die Taskforce «Plumbers» wurde zwar Ende 1971 aufgelöst, doch Howard Hunt und seine Komplizen waren weiterhin fürs Weisse Haus tätig. Am 17. Juni 1972 organisierten sie den Einbruch ins Wahlkampfbüro der Demokratischen Partei im Watergate Gebäudekomplex in Washington DC. Ein Nachtwächter bemerkte den Einbruch, alarmierte die Polizei, darauf nahm das FBI fünf Personen fest. In ihrem Gepäck fanden sich zahlreiche Spionagewerkzeuge, darunter zwei Kleinbildkameras. Ob darunter eine Tessina war, ist nicht bekannt.

Die Verhaftung löste weitere Untersuchungen aus, in deren Verlauf die beiden Reporter der Washington Post, Bob Woodward und Carl Bernstein, mit Hilfe von «Deep Throat», einer Quelle aus dem FBI, weitere beunruhigende Details bekannt machten. Nixon trat schliesslich unter dem Druck der Beweise am 9. August 1974 zurück, 33 Jahre später wurde bekannt, dass es sich bei «Deep Throat» um den Associate Direktor des FBI, Mark Felt, gehandelt hatte.

Im Berliner Stasi-Unterlagenarchiv finden sich zahlreiche Dokumente zur Tessina, die zeigen, wie sehr die Stasi die kleine

Kamera aus Grenchen schätzte und mit verschiedenen Tarnungen nutzte. Es gab Kameras in Schlüsseletuis und Einkaufstaschen, in Halstüchern, Regenschirmen und Geldbörsen und sogar in einem Gipsverband versteckt, für den Einsatz «vor Spitälern». Besonders raffiniert war das Modell «Zigarette» aus dem Jahr 1972: Beim Öffnen sah man zunächst Zigarettenfilter, die man herausnehmen konnte, zwei davon waren echt. Die Erfinder dieser Anwendung erhielten eine «Neuerer-Prämie» von je 50 Mark.

Mit einer Prämie wurden 1984 auch die Erfinder des Modells «Tramp» ausgezeichnet. Diesmal war die Kamera in einer «abgetragenen Nietenhose» versteckt, einer Levis-Kopie, die in der DDR «Wisent», «Boxer» und «Shanty» hiess. Dieses Modell eignet sich laut Stasi-Unterlagen besonders «für Beobachtungshandlungen auf Volksfesten, Pressefesten, in Urlauberzentren, auf Campingplätzen, in Freiluftbädern, die vorwiegend von jugendlichen Personenkreisen bzw. negativ-dekadenten Jugendlichen aufgesucht werden».

Einen prominenten Auftritt hatte die Kamera schon ein Jahr zuvor im Hitchcock-Thriller «Topas» von 1969 gehabt. Die Szene spielt in einem Hotel in Harlem, in dem der als Journalist getarnte französische Agent Philippe Dubois kubanische Revolutionäre trifft. Er will an die Aufmarschpläne für die sowjetischen Raketen auf Kuba herankommen. Bevor er mit dem Kubaner Rico Parra den Balkon des Hotels betritt, wo der Revolutionär seine Anhänger begrüßen will, wird bei einer Leibesvisitation die Tessina entdeckt. «Was ist das», wollen die Kubaner wissen. «Das ist meine Kamera», antwortet Dubois. «Das ist eine lustige kleine Kamera», findet Parra, und Dubois ergänzt: «Eine sehr gute.»

Fast wäre es noch zu einem triumphalen Einsatz der Tessina gekommen. In den frühen 1970er-Jahren plante die Zeitschrift National Geographic ein Sonderheft mit 3D-Aufnahmen bei einer Mondlandung, die man mit der sogenannten Rillentechnik im Heft zeigen wollte. Dazu bestellte die Redaktion neun miteinander

verbundene Tessinas. Das hochfliegende Projekt scheiterte aber an der drucktechnischen Umsetzung, so berichtet der im April 2023 verstorbene Schweizer Sammler Rolf Häfliger.

Heute ist die Tessina ein begehrtes Sammlerobjekt. Die einfachste Version ist für rund 500 Franken zu haben, farbige Versionen und Sonderanfertigungen sind wesentlich teurer. Zahlreiche Museen haben sie in ihrer Sammlung, so auch das Schweizerische Nationalmuseum in Zürich.

Die erste Fassung dieses Textes erschien am 4. Juni 2023 in der «NZZ am Sonntag» unter dem Titel «Stasi-Kamera aus der Schweiz», später folgte ein Beitrag im Blog des Schweizer Nationalmuseums. <https://blog.nationalmuseum.ch/2023/09/minikamera/>
Ein längerer Text mit ausführlichem Bildmaterial findet sich in meinem Blogeintrag vom 4. Juni 2023 unter dem Titel «Die Tessina Recherche», <https://www.sternenjaeger.ch/tessina/>.
Die Abbildung zeigt die kleinste zweiäugige Spiegelreflexkamera der Welt:
Die Tessina. Auch vom Design her ein ansprechendes Objekt. Foto Hansjürg Stihl

Wenn Gymnasiasten



zivile Polizisten ablichten

Zwei Gymnasiasten fotografieren 1975 zivile Polizisten. Sie werden dabei erwischt. Die Medien streiten monatelang darüber, ob das erlaubt ist.

Der 15. März 1975 war ein launiger Vorfrühlingstag in Zürich. Wer zum Haus hinausging, nahm vorsorglich einen Schirm oder eine Regenjacke mit. Die beiden 16jährigen Gymnasiasten – nennen wir sie Markus und Sandro – hatten einen Plan: Sie nahmen an einer Demonstration der Frauenbefreiungsbewegung FBB zur Abtreibungsfrage in der Zürcher Innenstadt teil – allerdings mit einer besonderen Mission: Markus plante, zivile Polizisten zu fotografieren, Sandro wollte ihn begleiten. Markus erinnert sich im Gespräch an einen der markigen Slogans, der an der Demo skandiert wurde: «Hätt Maria abgetrieben, wär uns viel erspart geblieben.» Die beiden hatten sich Anfang der 1970er-Jahre in einer Klosterschule kennengelernt, deshalb amüsierte sie der blasphemische Slogan besonders.

Seit einigen Monaten waren sie den engen Mauern des Internats entflohen, besuchten die Kantonsschule in Zürich und genossen die neue Freiheit. Sandro widmete sich den schönen Seiten des Lebens, Markus interessierte sich für linke Politik. Die meisten Politgruppen damals sagten ihm aber wenig zu, und die Lektürestunden zu Marx, Engels und Lenin erinnerten ihn mehr an die Bibelgruppe, die sich im gleichen Haus, dem katholischen Mittelschulfoyer, zusammenfand. Er wollte etwas Handfestes tun und fand schliesslich die Rote Hilfe, eine der zahlreichen Gruppen des aktivistischen linken Spektrums, die unter anderem Gefangene unterstützte. Dabei war es Markus damals gar nicht klar, für welche Taten sie hinter Gitter geraten waren.

Eine Arbeitsgruppe der Roten Hilfe gab eine Broschüre mit dem Titel «Gueti Manne» respektive «Schweigen – spioniert wird überall» mit Fotos ziviler Polizisten heraus, die bei Demonstrationen als diskrete Beobachter dabei waren. Einige kannte man mit Namen. Auch Drogenfahnder waren darunter, sie hatten vor allem

auf kiffende Jugendliche abgesehen, die sich am Ufer der Limmat, der so genannten Riviera, trafen. Das Enttarnen von solchen Personen schien Markus nicht nur eine sinnvolle Mission zu sein, sondern auch eine, die seinem Bedürfnis nach Abenteuer entgegen kamen.

Die Mitglieder der Roten Hilfe operierten aus dem Untergrund. Unser Gesprächspartner erinnert sich an eine der typischen Fragen jener Zeit: «Ist dir keiner nachgegangen?» Mit solchen und ähnlichen Fragen wurden gewöhnlich die Neuankömmlinge an einer Sitzung begrüsst. Nicht alle Aktivitäten der Roten Hilfe wurden im Rahmen dieser diesen Sitzungen verhandelt. Es gab auch Hinweise auf versteckte Tätigkeiten, darüber wurde aber nicht gesprochen.

Im Züricher Sozialarchiv werden heute noch die Broschüren aus dieser Zeit aufbewahrt. Darin finden wir eine theoretische Rechtfertigung für die beabsichtigte Gegenüberwachung: «Den Klassenfeind und seine Kontroll- und Herrschaftsinstrumente kennenlernen, das wollen wir propagieren und mit der vorliegenden Arbeit zu einem kleinen Teil auch selber leisten.»

Dass es aber gleich beim ersten Einsatz als Fotograf schief gehen würde, hatten die beiden dann doch nicht erwartet. Als sich die Demonstration an diesem Samstag aufgelöst hatte, drängten zwei zivile Polizisten die beiden in einen Hauseingang und nahmen die Filme an sich. Protest nützte nichts, die Filme waren weg. Die beiden gingen mit leeren Händen nach Hause, und die Geschichte von Überwachung und Gegenüberwachung hätte hier eigentlich ihr Ende nehmen können.

Am Folgetag jedoch, es war ein Sonntag, erzählte der eine Gymnasiast die Geschichte dem befreundeten, etwas älteren Fotografen R. Dieser schrieb daraufhin eine Pressemitteilung, die man umgehend beim Portier des Zürcher Tages-Anzeiger an der Werdstrasse vorbeibrachte. Hätten sie auf diese Mitteilung

verzichtet, wäre die Angelegenheit wohl vergessen worden. So aber entwickelte sich eine kleine Lawine von Zeitungsartikeln, in deren Verlauf sich auch namhafte Spezialisten zu Wort meldeten.

Heute, fast fünfzig Jahre später, lässt sich die Aufregung jener Zeit anhand von inzwischen freigegebenen Polizeiprotokollen und Zeitungsartikeln lückenlos rekonstruieren. Im Zürcher Stadtarchiv finden sich mehr als ein halbes Dutzend Dossiers und Berichte mit den Namen der beiden Gymnasiasten.

«Markus [so haben wir ihn eingangs genannt] war aufgefallen, als er während der Demonstration eifrig Fotojagd auf Detektive machte. Er konnte nachher zusammen mit dem ihn begleitenden S., welcher ebenfalls an der Demonstration teilgenommen hatte, kontrolliert werden. Sein Fotoapparat war leer. Hingegen befanden sich in der Brusttasche seiner Jacke 2 belichtete Filme à je 36 Aufnahmen, welche unserem Kriminal-Fotodienst zugestellt wurden. Markus wollte nachher Diebstahlsanzeige gegen den handelnden Funktionär erstatten. Über den Vorfall wurde in der Presse berichtet. Die Auswertung der Fotos ist noch pendent, Sandro hat sich passiv verhalten. – Über beide hatten wir bis dahin keine Erkenntnisse.»

Sehr viel ausführlicher ist der Rapport der beiden handelnden Detektive K. und M.:

«Schon auf dem Helvetiaplatz fiel uns dabei ein junger Mann auf, der mit seiner Kamera in sehr auffälliger Art und Weise die Polizeifunktionäre umlagerte und fotografierte, begleitet mit einer direkt provozierenden Mimik und Kommentierung, der wir jedoch keine Beachtung schenkten. Nach der Demonstration entfernten sich die Teilnehmer in alle Richtungen. Da kam Wachtmeister M. zu uns und meinte, ob der junge Mann mit der gelben Jacke auch so unangenehm aufgefallen sei mit seiner Fotografiererei. Da wir bemerkten, dass sich dieser junge Mann in Begleitung eines anderen in diesem Moment von der Münsterbrücke entfernte, entschlossen wir uns, ihn zu kontrollieren, was bisher ohne grosses

Aufsehen nicht möglich gewesen wäre. Nach anfänglich grösserem Abstand konnten wir sie an der Stadelhoferstrasse einholen. Detektiv K. entnahm seiner Jackentasche zwei Filme, währenddem ich in der Tragtasche nur leere Filmbüchlein vorfand. Während der Kontrolle ging ein Paar vorbei und Markus versuchte, diese Gelegenheit für ein Theater auszunützen, indem er mit lauter Stimme rief: «Meine Dame, mein Herr, sehen Sie, dies ist die Stadtpolizei, die mir meine Filme klaut.» Meine persönliche Ansicht ist, identisch mit meinem Kollegen, dass wir wohl in öffentlicher und kommandierter Funktion den Dienst versahen, doch ein Anrecht auf die Wahrung der Persönlichkeits-Sphäre hatten. Als Familienväter kann es uns nicht gleichgültig sein, ob unser Bild in politisch-orientierten Kreisen für günstige Gelegenheiten archivierte werde, oder in anarchistischen Zeitschriften mit entsprechendem Kommentar erscheine, wie auch schon.»

Wenige Tage später, am Dienstag 18. März 1975, meldete sich der Redaktor Alfred Messerli im Zürcher Tages-Anzeiger. Messerli war ein einflussreicher Mann, lange Mitglied des Zürcher Gemeinderates. Er politisierte am rechten Rand der sozial-demokratischen Partei, Redaktor Messerli hielt mit seiner Meinung nicht hinter dem Berg:

«Es ist möglich, dass die beiden Detektive bei dieser Beschlagnahme etwas zu weit gegangen sind. Den beiden betroffenen Jugendlichen steht es jedoch frei, Anzeige wegen Sachentziehung zu stellen. Den Beamten käme eine richterliche Auseinandersetzung sicherlich gelegen, könnte doch so einmal abgeklärt werden, was sich Detektive alles gefallen lassen müssen. Sie erfüllen bei einer Demonstration lediglich Ihre Pflicht, indem sie den Demonstrationzug begleiten und per Funk den Standort melden. Detektive in Zivil haben ebenfalls das Recht am eigenen Bild. Sie müssen sich nicht gefallen lassen, dass sie ständig fotografiert werden und dass ihre Bilder später abgedruckt werden.»

Der Vorfall hatte es inzwischen auch in die Tagesschau-Spätausgabe des Schweizer Fernsehens geschafft, was wiederum einen scharfen Protest des Polizeikommandanten Hubatka nach sich zog. Auch dazu finden wir einen Zeitungsausschnitt in den Polizeiunterlagen:

«Der Bericht der Spätausgabe der Tagesschau über das Verhalten der Zürcher Stadtpolizei anlässlich der Demonstration für den Schwangerschaftsabbruch am vergangenen Samstag war für die Polizei <diffamierend>. Diese Ansicht vertrat der Chef der Zürcher Kriminalpolizei Hubatka an einer Pressekonferenz am Dienstag, an der er das Vorgehen zweier Detektive verteidigte, die im Anschluss an die Demonstration einem Jugendlichen zwei Filme abnahmen. Hubatka teilte mit, dass sich bei diesen <Journalisten> um zwei Mittelschüler gehandelt habe und nur sieben Detektive den Zug wie gewöhnlich begleiteten, um die Verkehrspolizei über den Standort zu informieren. Weiter gab der Chef der Zürcher Kriminalpolizei an der Pressekonferenz bekannt, dass es bisher zu keiner Strafklage durch die Eltern der beiden Jugendlichen wegen Sachentziehungsaktionen gekommen sei. Der Polizei wäre eine solche Klage willkommen, damit geklärt würde, dass Angehörige der Polizei kein Freiwild für wildgewordene Photographen seien.»

Tatsächlich, so erinnert sich der damalige Gymnasiast, sei damals keine Strafanzeige wegen Sachentziehung gemacht worden. Er selbst sei noch nicht volljährig gewesen, korrekterweise hätten das seine Eltern tun müssen. Jedoch war Markus' Vater Jurist und Gerichtsschreiber und hatte pikanterweise seine Dissertation 1955 just mit einer Arbeit zum Thema «Das Recht am eigenen Bild» verfasst. Wie hat er reagiert? «He was not amused» erinnert sich Markus lachend.

In den Zürcher Medien entspannte sich in der Folge eine Diskussion, die sich über mehrere Wochen hinzog. Dabei ging es um die Frage, inwiefern zivile Polizisten in Ausübung eines Amtes ein Recht auf Privatsphäre hätten und inwiefern sie sich auf Notwehr berufen dürften, um dies durchzusetzen. Zu den

kritischen Stimmen zählt der Zürcher Fotograf Roland Gretler (1937–2018), der durch sein Panoptikum zur Schweizer Sozialgeschichte Bekanntheit erlangt hat. Schon wenige Wochen nach dem Zwischenfall nahm er am 1. April 1975 in einem längeren Beitrag zum Vorfall Stellung:

«Es ist mir nicht bekannt, mit welcher Absicht die im konkreten Fall beschriebenen Jugendlichen Aufnahmen von Polizeifunktionären erstellten. Die Tatsache allein jedoch, dass sie Polizisten in Zivil fotografierten, stellt mit Sicherheit keinen zureichenden Grund dafür dar, zu beweisen, dass sie Persönlichkeitsrechte verletzt hatten. Ich vermute, dass die fotografierenden Jugendlichen nicht mehr als gleiches Recht ausüben wollten, nämlich diejenigen zu fotografieren, welche sie selbst und ihresgleichen regelmässig bei der Teilnahme an zwar linken, aber öffentlichen, polizeilich bewilligten Kundgebungen zu fotografieren pflegen. Ich selbst habe an verschiedenen Demonstrationen gegen den Vietnamkrieg, gegen den Überfall auf Kambodscha, gegen den faschistischen Putsch in Chile für eine existenzsichernde AHV sowie an den 1. Mai-Kundgebungen teilgenommen und weiss, dass ich deswegen von Polizeifotografen fotografiert und registriert worden bin. Dabei fühlte ich mich nicht in meinen Persönlichkeitsrechten beschnitten, weil ich von der Polizei als Demonstrant fotografiert wurde, sondern weil ich mit an Sicherheit grenzende Wahrscheinlichkeit vermute, dass die Fotos, die von mir erstellt wurden, dereinst unter anderen politischen Bedingungen, gegen mich verwendet werden können.»

Nur gerade eine Woche später folgte wiederum im Tages-Anzeiger eine andere wichtige Stimme, nämlich jene des Anwalts Hans W. Kopp (1931–2009). Kopp war einer der wichtigsten Medienjuristen im Land und präsidierte 1978 bis 1984 die «Eidg. Expertenkommission für eine Mediengesamtkonzeption». Seine Frau Elisabeth Kopp (1926–2023) wurde 1984 die erste Bundesrätin und musste 1989 zurücktreten, weil sie ihren Mann vor einer drohenden Strafuntersuchung gewarnt hatte. Kopp wurde auch bekannt, weil er in seiner Kanzlei Sekretärinnen mit

der Rute auf den Hintern züchtigte, was als «Füdlitätsch-Affäre» in die Lokalgeschichte eingegangen ist.

«Unsere Polizei hat ganz allgemein bei der Aufrechterhaltung der öffentlichen Ordnung und Sicherheit mitzuwirken, diese Aufrechterhaltung umfasst unter anderem <polizeiliche Massnahmen bei Demonstrationen>; schon von solchen Bestimmungen her sollte sich eigentlich die Argumentation für ein zurückhaltendes und vernünftiges, nie unverhältnismässiges Vorgehen gegen eine aufdringliche, systematische, offensichtlich missbräuchliche Fotografiererei ohne weiteres aufbauen lassen. Bestimmungen des Strafgesetzbuches könnten je nach den Umständen zusätzlich angerufen werden. Befürchten aber unsere Polizeibehörden, doch auf eine Lücke im öffentlichen Recht – vor allem Polizeirecht – gestossen zu sein und erweist sich diese Befürchtung als begründet, so muss die Lücke gefüllt und es darf nicht auf ungeeignete Bestimmungen aus dem Privatrecht ausgewichen werden.»

Auch die Neue Zürcher Zeitung bemühte in der Folge einen Juristen, was aber ebenso unergiebig war – im betreffenden Artikel ging es einzig um die Rechte von Privatpersonen, ohne dass auf den konkreten Fall eingegangen wurde.

Damit war die ganze Sache abgeschlossen. Im Rückblick ist festzuhalten, dass die Zürcher Kantonspolizei nie eine Untersuchung zum Vorfall gestartet hat, ebenso wenig hat ein Staatsanwalt Klage erhoben. So ganz sicher man man der Sache offenbar nicht. Auffällig ist auch die Recherche-Strategie der damaligen Presse: Sie suchten keine Minute lang den Kontakt zu den beiden Gymnasiasten, die diese Kontroverse ins Rollen gebracht hatten, sondern man hielt sich ausschliesslich an die Darstellung der Polizei.

Ganz vergessen war die Sache damit aber noch nicht. Im Sommer 1980 begannen die Zürcher Jugendunruhen. Der Gymnasiast Markus war mittlerweile Student und arbeitete für verschiedene

lokale Medien. Er erhielt regelmässig anonyme Anrufe mit Drohungen, ausserdem fand er seinen Namen auf einem anonymen Flugblatt wieder. In der Einleitung des Flugblatts «Kreuz und quer durch die Zürcher Krawall-Szene: Who is who?» lesen wir: «Lieber Freund. Die Krawall- und Terrorszene in Zürich beschäftigt uns alle. Es ist ein offenes Geheimnis, dass Jugendliche, Lehrer, Pfarrherren und <besorgte> Eltern von einer kleinen, aber sehr aktiven Gruppe von Drahtziehern manipuliert werden. Diese auf subversive Art geschulten Leute verstehen es meisterhaft, unsere Institutionen zu unterwandern und zu verunsichern. Wer sind die Radikalen und Umstürzler vom Fach?» Hier taucht in illustrierter Gesellschaft der Name des einstigen Gymnasiasten wieder auf. Zu seinem Namen heisst es: «Er ist einer der Krawall-Fotografen bei Demos (fotografiert auf Polizisten-Portraits). Freier Mitarbeiter bei Radio DRS. Der geplagte Vater ist von Beruf Dr. iur und Obergerichtssekretär.» Das besagte Flugblatt zeigt einen kecken Wikinger mit Keule im Briefkopf und fordert seine Leser zum sofortigen Handeln auf: «Die Namen müssen möglichst schnell im Schneeballsystem verbreitet werden», sie seien «unverzüglich und ohne Kommentar an mindestens 5 Freunde aus verschiedenen Bevölkerungsschichten weiterzusenden».

Wer steckte hinter dem Aufruf? Auffällig sind die zum Teil äusserst präzisen Informationen, die weit über Informationen hinausgehen, die man in einem Telefonbuch hätte finden können. So wird bei einer Person vermerkt, dass sie eine Erbschaft von 560'000 Franken erhalten habe. In diesem und ähnlichen Flugblättern sind sogar Autokennzeichen und genaue Adressen erfasst. Fotograf R., der selbst in diesem Verzeichnis gelistet wird, vermutet einen Angehörigen der Stadtpolizei als Urheber. Auch er hat damals anonyme Anrufe erhalten und sie zurückverfolgen lassen – das war möglich, wenn auch mit grossem Aufwand. Dabei wurde klar, dass einige Anrufe direkt aus der Polizeikaserne kamen, die sich aber keiner Person zuordnen liessen. Einer der Polizisten hatte jedoch von seinem privaten Anschluss aus angerufen, gegen ihn hatte der Fotograf erfolgreich geklagt. Der Polizist erhielt einen Strafbefehl

über 700 Franken. Pikant dabei: Der Polizist hatte dem Kläger 7000 Franken als Genugtuung angeboten, wenn er seine Anzeige zurückziehen würde. Das hat der Kläger nicht getan. Ein 1991 erstellter «Bericht der Untersuchungskommission an den Gemeinderat von Zürich» zitiert die Aussage eines Mitarbeiters der Spionageabwehr aus dem Jahr 1981 wie folgt: «Die Möglichkeit, dass gewisse Informationen aus amtlichen Kreisen stammen könnten, muss bei objektiver Überlegung der Sachlage ebenfalls in Betracht gezogen werden.»

Dieser Text erschien in der Fabrikzeitung vom 2. Juni 2022 unter dem Titel «Zivile Polizisten fotografieren». <https://www.fabrikzeitung.ch/zivile-polizisten-fotografieren/>. Die Abbildung zeigt das Coverbild der Broschüre von 1974. Sie ist heute im Sozialarchiv Zürich archiviert.

In der Schweiz erfunden,



in der DDR verboten

Der Schweizer Urs Hostettler erfand 1986 ein Spiel, das die geheimen Vorgänge im Kreml parodierte. Wenig Freude daran hatte die Stasi der DDR: Sie verbot die Einfuhr ins Land.

Im Sommer 2022 verbreitete das deutsche Bundesarchiv auf dem Twitter Kanal «StasiUnterlagenArchiv» eine merkwürdige Nachricht aus dem Jahr 1988. Demnach sollten die Beamten der DDR damals die Einfuhr von zwei Spielen aus der Schweiz unterbinden. Es ging um das Brettspiel «Kreml» sowie dessen Computerversion für Atari ST aus dem Schweizer Kleinverlag «Fata Morgana Spiele». Begründung: «Der Inhalt dieser Spiele widerspricht aufgrund der antisowjetischen Aussagen den Interessen der DDR».

Der Autor des Spiels ist auch heute noch aktiv und deshalb schnell gefunden: Urs Hostettler, 73-jährig. Er studierte Mathematik und ist Musiker, Autor, Künstler mit vielen Interessen – so hat er in den 1970er-Jahren eines der ersten grossen Open-Air-Konzerte der Schweiz organisiert und 1982 eine Musiker-Genossenschaft mitbegründet. Seine grosse Passion sind Spiele: 1985 eröffnete er den Berner Spieleladen «DracheNäsch», den es immer noch gibt.

Heute lebt er in der warmen Jahreszeit in seinem Sommerhaus am Murtensee, und hier erzählt er die ganze Geschichte, die sein Spiel ins Fadenkreuz der Stasi brachte. Anfang der 1980er-Jahre hatte Hostettler begonnen, Spiele zu entwickeln. Bei einer Arbeitswoche der Genossenschaft «Fata Morgana» im Jura entstanden zusammen mit dem Kabarettisten Joachim Rittmeyer das Lebenssituationen-Spiel «Schicksack» und das parodistische «Wahlspiel» zum Thema Demokratie und Wahlen.

Im Zuge dieser Entwicklungen fiel Urs Hostettlers Blick auf den Kreml. In jenen Jahren hatten dort alte bis sehr alte Männer das Sagen, einige verschieden kurz nach der Amtsübernahme. Im November 1982 starb der 76-jährige Leonid Breschnew. Sein Nachfolger Juri Andropow starb im Februar 1984 im Alter von

70 Jahren. Danach übernahm der 73-jährige Konstantin Tschernenko, aber schon im Januar 1985 starb auch er. Dann folgte der damals junge Michail Gorbatschow als Generalsekretär der KPdSU. Vor diesem historischen Hintergrund wurde die definitive Spielidee entwickelt.

Im Spiel «Kreml» geht es um das Schicksal der sowjetischen Führungsschicht. Alle Mitglieder des Politbüros, des Führungsgremiums der Kommunistischen Partei, sind zu Spielbeginn schon über 50 Jahre alt und werden über zehn Spielrunden verschiedenen Herausforderungen ausgesetzt. Natürlich ist alles eine Parodie, was sich zum Beispiel in den Namen der Kandidaten für das Politbüro zeigt: da gibt es einen Viktor Wasolin, einen Diwan Palavrian, gefolgt von Igor Dobermann, Leonid Bungaloff, Lech Schukrutoff oder Nestor Aparatschik. Frauen gab es nur eine: Ludmilla Patina.

Jeder Spieler hat eins bis zehn Punkte und kann damit die Mitglieder des Politbüros, die zu Beginn des Spieles nach dem Zufallsprinzip bestimmt werden, beeinflussen. Das Spiel beginnt im Jahr 1951 und hat acht Phasen. Die erste Phase beginnt harmlos: Alle Politbüromitglieder werden befragt, ob sie zur Kur wollen. Wer krank ist und sich nicht zu einer Kur entschliesst, erhält einen Strafpunkt, wird ein Jahr älter, und damit verschlechtert sich automatisch sein Gesundheitszustand, der anhand einer Tabelle ermittelt wird. In weiteren Phasen wird es dramatischer, es geht um Säuberungen durch den russischen Geheimdienst, Untersuchungen durch den Verteidigungsminister und das Politbüro...

So geht das weiter bis zur Oktoberparade als Jahresabschluss, danach beginnt es wieder von vorne. Das Spiel ist zu Ende, wenn der Parteichef drei Oktoberparaden abgenommen hat. Nun müssen alle Spieler ihre bisher geheimen Einflüsse aufdecken. Wer am meisten Einfluss auf den amtierenden Parteichef gesetzt hat, gewinnt.

«Kreml» war in der Schweiz ein Geheimtipp unter Spiele-Fans. Noch mehr Erfolg hatte das Spiel in der BRD, und schon bald interessierte sich der renommierte amerikanische Spieleverlag Avalon Hill und brachte das Spiel pünktlich zum Gorbatschow-Besuch in den USA in einer englischsprachigen Version heraus. Auch eine japanische Version existiert, nicht ohne Stolz zeigt Hostettler sein Belegexemplar, von dem er allerdings nur einige Jahreszahlen und seinen eigenen Namen entziffern kann.

«Kreml» wurde 1987 vom zweitgrössten deutschen Spielmagazin «Pöppel-Revue» zum Spiel des Jahres nominiert und erhielt im selben Jahr den begehrten Publikumspreis der Pöppel-Revue «Goldener Pöppel», eine Art Alternativ-Oscar zum Kritikerpreis «Spiel des Jahres». Auch die Schweizer Medien besprachen das Spiel.

In den Spielregeln von «Kreml» heisst es, das Spiel lasse sich auch auf andere Länder übertragen, zum Beispiel auf den Vatikan oder die USA – schliesslich war auch der damalige US-Präsident Ronald Reagan schon 76 Jahre alt. Ein Journalist erwähnte diese Spielvariante in seiner Besprechung, doch sein Chefredaktor, so berichtet Hostettler, wollte das nicht gedruckt sehen, denn es sei amerikafeindlich. Er liess die Druckerpresse anhalten, um die entsprechende Textpassage zu ändern.

Auch in der Schweizer Botschaft in Moskau sei das Spiel gerne gespielt worden, erinnert sich Urs Hostettler. Die Botschaftsmitarbeiter zeigten es sogar ihren Gesprächspartnern im Kreml und gemeinsam amüsierte man sich. Dabei sei eines Tages auch Parteichef Gorbatschow aufgetaucht, habe sich für «Kreml» interessiert und seinen Spass daran gehabt.

Hostettler hat auch danach noch weitere Spiele entwickelt, darunter das Spiel «Anno Domini» aus dem Jahr 1998. Dabei geht es darum, geschichtliche Ereignisse in die richtige Reihenfolge zu bringen, die richtigen Jahreszahlen sind jeweils auf der Rückseite

der Fragekarten. Ein paar Beispiele: «Ernst Litfass stellt in Berlin seine erste Werbesäule auf (1855)» / «Pulverjoghurt wird patentiert (1979)» / «Der erste Düsenhubschrauber ist serienreif (1953)». Das Spiel wurde zu einem Grosse Erfolg, heute gibt es 33 Ausgaben mit über zehntausend Fragen und Spielsets zu den unterschiedlichsten Themen: Kirche und Staat, Schweiz, Sex & Crime, Essen & Trinken, Fussball, Gesundheit, Kuriositäten Eine der neuesten Versionen ist «Anno Domini Black». «Ein Spiel voller düsterer Ereignisse mit Katastrophen, Seuchen, grausamen Todesfällen sowie menschlicher Niedertracht und daher für Kinder und Jugendliche unter 18 Jahren nicht geeignet», heisst es in der Ankündigung. Insgesamt wurden über eine Million Spiele verkauft, alle Themen zusammengerechnet. Das erfolgreichste Einzelspiel aber war «Ein solches Ding» – ein Ratespiel mit Karten, die Attribute enthalten. Gesucht wird nach einem Objekt, zu dem diese Attribute passen. Inzwischen wurde es von «Tichu» (1991) übertroffen, das ebenfalls von Urs Hostettler erfunden worden ist. «Tichu» ist ein scheinbar einfaches Kartenspiel, das von chinesischen Vorbildern inspiriert ist. Es ist in über 300'000 Exemplaren weltweit verbreitet und auch in der Schweizer Spielszene beliebt.

Was ist das Geheimnis des Spielerfinders Urs Hostettler? Spricht man ihn darauf an, wird klar: Man muss selbst ein begeisterter Spieler sein, muss Freude am Ausprobieren, Erfinden und gemeinsamen Entwickeln von Mechanismen und Regeln haben. Im seinem Fall kommt ein Interesse am Tagesgeschehen und an Politik, aber auch ein ironischer Blick auf unsere Gegenwart dazu.

Die erste Fassung dieses Artikels erschien bei Swissinfo am 22. September 2022 unter dem Titel «Wie die Stasi ein Schweizer Brettspiel verbot» und wurde in sechs weitere Sprachen übersetzt. <https://www.swissinfo.ch/ger/kultur/-kreml---als-die-stasi-ein-schweizer-brettspiel-verbot-/47911042>.

Die Abbildung zeigt Spielkarten aus dem Kreml-Spiel. Bild Urs Hostettler.

Nachwort

Die Texte in diesem Buch sind in den Jahren 2001 bis 2023 entstanden. Sie spiegeln Themen und Interessen wider, die mich über viele Jahre beschäftigt haben und schon während meines Studiums 1978–1983 ihren Niederschlag gefunden hatten. Auf Anregung meines Lehrers und Professors Rudolf Schenda hatte ich mich mit dem Gespensterbuch des Zürcher Pfarrers Ludwig Lavaters über die Reformationszeit befasst. Während Lavaters theologische Abhandlungen schnell vergessen gingen, hatte sein Gespenstersammlung ein reiches Nachleben.

Mein Interesse galt von jeher den eher seltsamen, skurrilen Dingen, wie etwa der fast unglaublichen Geschichte über die Löwen im Kloster Einsiedeln. Daneben haben sich weitere Schwerpunkte ergeben, eines davon ist die Kryptografie. Mein Zugang zu dieser einstigen Geheimwissenschaft hat viel zu tun mit dem Kontakt zum 2011 verstorbenen Ingenieur Oskar Stürzinger, den ich 2001 kennenlernen durfte. Die Geschichte dieser Freundschaft ist hier nachzulesen. Ein Stück Familiengeschichte ist im Text über den Kanonier Landwehr zu finden, der im Ersten Weltkrieg dem Deutschen Kaiser dienen musste. Wäre mir nicht per Zufall 2014 ein Familienalbum in die Hände gefallen, hätte ich diesen Text nicht schreiben können; nicht jedes Familiengeheimnis aber ist im Text gelüftet worden. Zum Glück waren während der Corona-Pandemie 2020–2022 die Bibliotheken und Archive weitgehend geöffnet, was die Recherchen über das Schicksal der polnischen Internierten in der Region Winterthur und im Tösstal ermöglichte. Ein Zufall spielte uns dabei die Akten eines Prozesses gegen eine junge Frau aus Turbenthal in die Hände, die wegen Spionage verurteilt wurde. Ihr Vergehen: Sie hatte kritische Presseberichte über Deutschland an die Nazi-Propagandazentrale in Hamburg weitergeleitet. Diese Recherche hatte ich zusammen mit dem Historiker Wolfgang Wahl gemacht. Fast unglaublich schien mir auch die Geschichte von internierten polnischen Offizier Jan Sawka, der sich in Winterthur aus dem Staub gemacht hat, um am Omaha Beach an der Invasion der Alliierten in der Normandie teilzunehmen. Zum 50. Jahrestag der Schwarzenbach-Initiative

stiess ich in Turbenthal auf einen Metzger, der Jahre vor Schwarzenbach eine erste Überfremdungsinitiative lanciert hatte. Unbekannt war mir auch die Tatsache, dass ebendieser James Schwarzenbach in den 1930er-Jahren mit Hilfe eines Jesuiten zum Katholizismus konvertiert ist und seine Seelennot in einem Tagebuch festgehalten hat.

Würde man für all diese Texte nach einer anderen Klammer als jener der merkwürdigen Geschichten suchen, könnte man sie unter dem Begriff «Medien» zusammenfassen: Lavaters Buch war ein Medium, die Photochrom-Bilder der Jahrhundertwende, die Medientechnik des Eidophor-Projektors oder des Nagra-Tonbands, die Postkarten des Kanoniers Josef Landwehr und natürlich auch das Tagebuch von James Schwarzenbach sind ebenfalls Medien.

Fast alle Texte sind schon einmal publiziert worden, vor allem in Regionalzeitungen wie dem «Tössthaler», dem «Zürcher Oberländer» und dem «Landboten», einige wenige haben das Interesse der «NZZ am Sonntag» auf sich gezogen; zwei Texte wurden im Winterthurer Jahrbuch veröffentlicht. Eine wichtige Rolle spielte auch der Blog des Schweizer Landesmuseum, hier konnte ich viele Texte in Kurzform veröffentlichen.

Zum Autor: Dominik Landwehr (* 1958) hat in Zürich Germanistik, Volksliteratur und Volkskunde studiert, unter anderem bei den Professoren Arnold Niederer und Rudolf Schenda. 1983 schloss er mit einem Lizentiat in Europäischer Volksliteratur ab. 1987–1990 war er als Delegierter für das Internationale Komitee vom Roten Kreuz IKRK in Pakistan, Thailand und Rumänien tätig. Nach Jahren als Journalist unter anderem für Radio DRS/SRF promovierte er 2007 in Basel in Medienwissenschaft bei Georg Christoph Tholen mit einer Arbeit zum Mythos Enigma. 1998–2019 war er Kulturförderer beim Migros-Kulturprozent und ist seitdem freier Publizist und schreibt vorwiegend über historische Themen.

Archiv für Zeitgeschichte der ETH Zürich
Tagebuch von James Schwarzenbach.
Einsicht ist gesuchpflichtig.

Nationalarchiv USA, Washington D.C.
European Axis Intelligence in World War II as revealed in «TICOM» investigation and by other prisoner of war interrogations andy by captured material, principally German. Volume VII Goerings «research bureau» Die TICOM Papiere sind unter folgender Internet Adresse zugänglich: <https://www.nsa.gov/Helpful-Links/NSA-FOIA/Declassification-Transparency-Initiatives/Historical-Releases/European-Axis-SIGINT/>

Sammlung Winterthur
Fotoalbum Leszek Bialy für Clary Schoellhorn. Ca 1945.

Zentralbibliothek Zürich
Brüder Grimm. Deutsche Sagen. Berlin 1816. Zwei Bände. Online unter https://de.wikisource.org/wiki/Deutsche_Sagen

Ludwig Lavater: Von Gespänsten, Unghüren, Fälen und anderen wunderbaren Dingen, so merteils wenn die Menschen sterben söllend oder wenn sunst grosse Sachen unnd Enderungen. Zürich 1569. Online unter: <https://www.e-rara.ch/zuz/content/titleinfo/1303870>
Ludwig Lavater: Schriftmässiger Bericht von Gespenstern, Nachtgeistern, mancherley wundersamen Erscheinungen und merkwürdigen Vorbedeutungen Zürich 1670. [Die Ausgabe von 1670 wurde wohl aus dem Latein zurück-übersetzt und ist besser lesbar als die Erstausgabe von 1569]. Online unter: <https://www.e-rara.ch/zuz/content/titleinfo/2908322>

Photochrome Bilder.
Online Zugang mit dem Suchbegriff «photochrom» <https://swisscollections.ch/>

Audio- und Videozeugnisse
Gespräch mit der Kunsthistorikerin Daniela Wegmann, Jochen Hesse, dem Leiter der Grafiksammlung der Zentralbibliothek Zürich sowie Gion Schneller, Direktor Photoglob Zürich. Zürich 28.Mai 2015. <https://www.sternenjaeger.ch/photochrom/>

Zwei Gespräche mit dem Joseph-Schmidt Spezialist mit Tonbeispielen. <https://www.sternenjaeger.ch/joseph-schmidt-2/>

Gratisbuch: Podcast-Interview mit Peter K.Wehrli. 7.November 2023. <https://soundcloud.com/entretiens/gratisbuch>

Alle Links wurden zuletzt geprüft im September 2024.

AMT (Hg.): Storia del trasporto pubblico a Genova, Genova, SAGEP Editrice, 1980

Marie-Isabelle Bill: Interniert. Polnisch-schweizerische Familiengeschichten. Zürich. Chronos Verlag 2020.

Rea Brändle: Wildfremd, hautnah. Zürcher Völkerschauen und ihre Schauplätze 1835–1964. Zürich 1995/2013.

Romano Cuonz: Der Hotelberg. Geschichte und Geschichten vom Bürgenstock Resort 1871 bis heute. Zürich 2018. Cuonz, Romano u. Hanspeter Niederberger

Franz Josef Bucher: Hotelkönig, Fabrikant. Josef Durrer: Bergbahnbauer, Erfinder. Beda Durrer: Kunstmaler, Phantast. Kriens 1998.

Isabel Drews: «Schweizer erwache!» Der Rechtspopulist James Schwarzenbach (1967–1978). Studien zur Zeitgeschichte. Band 7. Frauenfeld 2005.

Michael Fischer: Atomfieber. Eine Geschichte der Atomenergie in der Schweiz. Baden 2019.

Daniel Gut: Neidkopf. Zur Naturgeschichte des Zürcher Frontisten Hans Kläui: Eine literarische Recherche. Zürich 2015.

Annette Ittig: Ziegler's Sultanabad Carpet Enterprise. In: Iranian Studies. Band 25, Nr 1/2 The Carpets and Textiles of Iran: New Perspectives in Research 1991.S.103–135.

Stefan Keller: James Schwarzenbach: Zu den Tagebüchern eines Nazi-Informanten. Die Lust. Der Antichrist. WOZ vom 4. November 1994.

Axel Langer: Emil Alpiger (1841–1905). Teppiche-Kaufmann und Sammler. Begleitpublikation zur Ausstellung «Farbe bekennen» im Museum Rietberg 2019. Zürich 2018. (vergriffen)

Dominik Landwehr: Ein geheimnisvolles Erbe oder wie ein Ingenieur aus Winterthur zu einem Mitarbeiter des CIA wurde. In: Winterthurer Jahrbuch 2023. Seite 97–101.

Dominik Landwehr: Das Nagra-Tonband gerät von Kudelski. Spitzen Audiotechnik aus der Schweiz für Film und Rundfunk und für Stasi und CIA. In: Manuela Klaut, Claus Pias und Gottfried Schnödl: Stimmen hören. Berlin 2020. S.125–135.

Felix Wirth, Jan Liechti, Dominik Landwehr, Felix Kunz: Vision of a visionary. The unglaubliche Geschichte des Spitlight P.300.S. The Incredible Story of Spitlight P.300.S. Herausgegeben von der Stiftung Enter. Solothurn 2022.

Lucens-Bericht des Eidgenössischen Nuklearsicherheitsinspektorats (ENSI) und andere Artikel. <https://www.ensi.ch/de/themen/versuchsatomkraftwerk-lucens/>

Caroline Meyer: Der Eidophor. Ein Grossbildprojektionssystem zwischen Kino und Fernsehen 1919–1999. Zürich 2009.

Roland Naegelin: Geschichte der Sicherheitsaufsicht über die schweizerischen Kernanlagen: 1960–2003. Villigen 2007.

Brigitte Ruckstuhl, Elisabeth Ryter: Von der Seuchenpolizei zu Public Health. Öffentliche Gesundheit in der Schweiz seit 1750. Zürich 2017.

Rudolf Schnyder: Ziegler-Teppiche. Ein Beitrag zum Thema: Europa und der Orientteppich. In: Forschungen zur Kunst Asiens. In Memoriam Kurt Erdmann (1901–1964). Istanbul 1969.

James Schwarzenbach: Im Rücken das Volk. Zürich. Thomas Verlag 1980.

James Schwarzenbach: Warum ich katholisch wurde. Die Geschichte meiner Konversion. In: Timor Domini 1991–1993.

Stefan Siegerist: Schweizer in Asien. München 2017.

Res Strehle: Operation Crypto. Die Schweiz im Dienst von CIA und BND. Zürich 2020.

Res Strehle: Verschlüsselt. Der Fall Hans Bühler. Zürich 1994. Neuaufgabe 2020.

Tobias Wildi: Der Traum vom eigenen Reaktor. Die schweizerische Atomtechnologieentwicklung 1945–1969. Chronos, Zürich 2003

Daniela Wegmann: Artifizelle 'Naturwahrheit': zur Konzeption der frühen Farbfotografie durch die Photochrom-Reiseansichten der Jahrhundertwende (1889–1914). Zürich 2016. Open Access ZB Zürich. https://uzb.swisscovery.sls.ch/permalink/41SLSP_UZB/1d8t6qj/alma99117129888005508

Daniela Wegmann et.al.: P.Z. Photoglob Zürich – Jubiläumsbuch. 125 Jahre Innovation Photochrom. Zürich 2014.

Daniel Hess (Hg.): Europa auf Kur. Ernst Ludwig Kirchner, Thomas Mann und der Mythos Davos. Nürnberg 2021

Impressum

Herausgegeben von
Dominik Landwehr
im Selbstverlag.
Zürich und Winterthur 2024.

Lektorat
Claus Donau, Basel

Gestaltung und Satz
Huber/Sterzinger, Zürich

Druck und Bindung
Bookstation, Anzig/DE

ISBN
978-3-033-10823-3

Open Access Ausgabe
<https://doi.org/10.20384/zop-5136>

Lizenz
Die Publikation erscheint unter der Lizenz
Creative-Commons BY-NC-ND. Das be-
deutet, dass sie kostenlos unverändert und
unkommerziell unter Angabe der ver-
wendeten Quellen weitergenutzt werden
darf. [https://creativecommons.org/licenses/
by-nc-nd/4.0/deed.de](https://creativecommons.org/licenses/by-nc-nd/4.0/deed.de)



Das Buch erscheint gleichzeitig als
Open Access Publikation bei der
Zentralbibliothek Zürich.

Eine Sammlung von Erzählungen zu kulturhistorischen Themen aus verschiedenen Epochen, angefangen mit der frühen Neuzeit bis zur Gegenwart. Da geht es zum Beispiel um die Gespenstergeschichten, die ein Zürcher Pfarrer im 16. Jahrhundert gesammelt hat, um den Besuch der Sioux-Indianer im Kloster Einsiedeln, um ein geheimes Tagebuch des Politikers James Schwarzenbach oder um einen Tössthaler Metzger, der die erste Überfremdungsinitiative lanciert und danach wieder zurückgezogen hat. Immer wieder stehen aber auch technische Erfindungen im Fokus, etwa die Farben des Photochrom-Verfahrens, das um die Jahrhundertwende in Zürich erfunden wurde und die Medienwelt um 1900 im Sturm eroberte, ein Wolkenprojektor aus den 1950er-Jahren, der dem Erfinder zwar Ruhm, aber auch Ruin einbrachte, die weltbesten Tonbandgeräte aus Regensburg, Chiffriermaschinen aus Zug, die der CIA mühelos knacken konnte, und ein Aufstand von polnischen Internierten im Safiental im Zweiten Weltkrieg. Auch die Geschichte von zwei Gymnasiasten, die sich 1974 beim Fotografieren von zivilen Polizisten erwischen liessen und wochenlang für Gesprächsstoff sorgten, ist eine Art Geistergeschichte aus einer anderen Zeit.

Der rote Faden dieser 27 Erzählungen sind die Medien, die diese Geschichten transportiert haben. Damit wird das Buch auch ein Beitrag zum medialen Wandel über die Jahrhunderte.

Dominik Landwehr
27 merkwürdige Geschichten aus der Schweiz

ISBN 978-3-033-10823-3